

# Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“  
VII. Jahrg. Düsseldorf, Oktober 1927 Heft 10

## Die gute Ware.

Von P. Hoche.

In jeder Brust ruht der Trieb nach dem Schönen, das Herz sehnt sich danach wie das Auge nach Licht, die Lunge nach Luft. Das Ziel liegt nun aber nicht etwa darin, möglichst viele Menschen zu ausübenden Künstlern zu machen, sondern das Volk in allen seinen Gliedern mehr zum Kunstverständnis und Kunstgenuß zu erziehen, die ihm von Natur innewohnende Empfänglichkeit zu stärken, ihm die Kunst, wenn auch nicht zur alleinigen Führerin, so doch zur ständigen Begleiterin zu machen.

Die Kunstbewegung der letzten Jahrzehnte hat nach dieser Richtung manche erfreulichen Früchte gezeitigt, aber noch ist unendlich viel zu tun. Man mache einen Rundgang durch die Wohnungen. Wieviel ist neben einwandfreier Ware immer noch aufgestapelt, was schön sein soll und es doch nicht ist! Wie viele sogenannte „Hausgreuel“ gibt es, die den Sinn für das Schöne nicht wecken, sondern ersticken, die den Geschmack nicht veredeln, sondern verbilden! Man kann da die Reihe durchgehen von dem kitschigen Spielzeug der Kinder an bis zu den Gebrauchs- und Schmuckgegenständen der Erwachsenen.

Unser Zeitgeist geht in dieser Beziehung noch vielfach Irrwege. Noch herrschen zuviel Schein und Großmannsucht; jeder will möglichst viel vorstellen und haben, und wenn er es nicht ist und hat, dann will er es wenigstens scheinen. Dieser verderbliche und auch unsittliche Zug zeigt sich auch in den Dingen, mit denen wir uns umgeben. Sie sollen in erster Linie nach recht viel aussehen. Billig sollen sie aber auch sein. Da sich jedoch der Preis stets nach der Ware richten wird, muß mit dem Preis auch der Gehalt der Ware sinken. Außerlich soll das aber nicht anzumerken sein; der Schein muß wenigstens gewahrt werden. So will's der Käufer. Was bleibt dann übrig, als die Ware zu fälschen? Der Hersteller muß doch auf seine Rechnung kommen. Da werden dann geringe Rohstoffe verwendet, der Stoff wird gepreßt, geglättet, gefärbt, bis er etwas anderes geworden ist, oder doch vorgibt, es zu sein, bis er die Augen des ungebildeten Käufers besticht, für billiges Geld in dessen Wohnung wandert, um dort nach kurzer Zeit seine Minderwertigkeit zu erweisen.

In dieser Hinsicht muß in der Auffassung der breiten Massen noch manches anders werden. Es muß uns allen viel mehr der Sinn für den Unterschied zwischen guter und schlechter, zwischen echter und verlogener Ware aufgehen. Vor allem sollte unser Leben mehr vom Gefühl für Wahrheit beherrscht werden. Die Unwahrheit bei unsern Gegenständen sollte uns anwidern. Was wir um uns haben, das sei zunächst in seiner Art echt! Jede Ware muß außerdem nach zwei Richtungen bestimmte Forderungen erfüllen. Zweckdienlichkeit und Sachlichkeit müssen den Gegenstand auch wirklich verwertbar machen. Darin liegt auch schon das Verlangen nach gutem Rohstoff und gediegener Herstellung. Gute, sorgfältige Arbeit sollte uns entgegenlachen. Zum

andern verlangen engere, künstlerische Forderungen nach Berücksichtigung. Erst die Kunst vollendet eine Ware. Zum Beispiel sei nur da Schmuck angebracht, wo er hinpaßt, wo er nicht sinnlos wirkt. Auch keine Überladung mit bloßer Zier! Lessings Wort: „Die größte Einfachheit war mir immer die größte Schönheit“ könnte mehr beachtet werden.

Was hier allgemein gefordert wurde, gilt im besondern vom Schenken. Auch das Geschenk soll ja so manchmal nach recht viel aussehen und recht wenig kosten. So wird nicht selten Schund geschenkt, so wird die Gabe, ihrem Sinne nach die feine Brücke zwischen zwei Seelen, ein Stück unsers Selbst, zur Frage ja schlimmer, zum Betrug. Was wir verschenken, sei in seiner Art echt, gut in jedem Sinne. Erlaubt uns der Beutel nicht, eine teure Ware zu erstehen, nun gut, so wählen wir eine wohlfeilere, aber doch was Gutes. Wäre es nicht ein trauriger Beweis für den Tiefstand unserer Geschenkkultur, wenn es vorkommen soll, daß ein Käufer am Ladentisch sagt: Es ist ja nicht für mich, sondern nur zum Verschenken?

Eine besondere Mission hat für die „Kunst im Hause“ die deutsche Frau zu erfüllen. Ihre Aufgabe ist es ja, das Heim mit selbstgearbeiteten oder gekauften Dingen zu schmücken. Alles, was überhaupt den dinglichen Inhalt unserer Wohnung ausmacht, geht durch ihre Hände. Sie nimmt eine gewichtige Machtsstellung ein, die aber auch Verpflichtungen in sich trägt. Sie besonders soll darum nur gute Ware kaufen. Man spricht der Frau einen guten Geschmack, einen künstlerischen Blick zu, und sie hat ihn sicher auch in besonderem Maße. Aber dann soll sie ihn auch betätigen. Sie wurde von jeher als Priesterin der guten Sitte gepriesen, und das mit Recht. Wie kann sie, wenn sie sonst in der gesamten Lebensführung das Charakterlose, den falschen Schein, die Unehrlichkeit verachtet, minderwertige, schlechte Dinge um sich dulden, mit denen sie doch schließlich eine Einheit bildet? Und sie ist die Erzieherin im Hause. In ihre Anschauungsweise wächst auch die Jugend in der Regel mit hinein; stellt die Mutter daher billige, unkünstlerische Ansprüche an die Dinge des Lebens, so werden die Kinder auch in derselben niedrigen Sphäre des Empfindens bleiben.

Auch für die Volkswirtschaft ist es von höchster Bedeutung, daß wir die gute Ware schätzen lernen. Unser Volk ist nach wie vor auf die Ausfuhr angewiesen. Dort aber wird man natürlich, je höher der Kunde steht, wieder höhere Ansprüche stellen, die in jeder Hinsicht die gute Ware voraussetzen. Diese muß also bei uns erzeugt werden; nur der höhere Mensch aber kann, wie Naumann bemerkt, auch die gute Ware hervorbringen. Sie muß dann aber auch bei uns im Gebrauch sein. So nur kann das ganze Volk beitragen, daß wir in den Ruf einer hochstehenden Nation kommen, die imstande ist, andern etwas Gutes zu bieten.





Die Große Mauer,

die, im 3. Jahrhundert vor Chr. in einer Länge von 2450 km fertiggestellt, mehr als ein Jahrtausend hindurch einen Schutzwall gegen die räuberischen Überfälle nordischer Grenzvölker bildete.

## Chinesische Kultur im Spiegel der europäischen.

Von Karl Mosig, Berlin.

Mit 5 Aufnahmen des Verfassers.

Selbst in gebildeten Kreisen unseres Volkes begegnet man Anschauungen und Urteilen über China und seine Bewohner, die, weit davon entfernt, sich mit der Wirklichkeit zu decken, teils Erzählungen irgendwelcher Chinareisenden entstammen, die „auf einen Sprung“ drüber gewesen sind, teils phantastischen einseitigen Berichten und Schilderungen Berufener oder auch Unberufener, die vielleicht ein besonderes Interesse daran haben, verzerrte Bilder und Eindrücke wiederzugeben. (Zeitungsberichte, fremdländische besonders, sind mit Vorsicht zu genießen. Denken wir nur an die Lügenpropaganda über Deutschland während des Weltkrieges!)

Wer kaum aus Hongkong oder Schanghai herausgekommen ist, wo das Fremdländische das Einheimische fast erdrückt, oder nur dem Geschäft oder gar dem Vergnügen gelebt hat, ohne Zeit und Lust dazu zu finden, sich mit der Psyche des Volkes einigermaßen vertraut zu machen, kann sich kein zutreffendes Urteil über China und seine Bewohner zutrauen. Es wäre geradezu, als wollte ein Chinese, der nur den breiten und glänzenden Kurfürstendamms kennt oder die dunklen Teile der Innenstadt, sich ein zutreffendes Urteil über Berlin und seine Bewohner anmaßen, und noch schlimmer, wollte er gar von solchem beschränkten Beobachtungspunkt das vielstämmige Ganz-Deutschland schildern. China aber (ohne Tibet und Mongolei) ist vierzehnmal so groß als Deutschland und hat siebenmal soviel Einwohner!

Und noch eines trübt unser Urteil: unsere im Laufe der letzten hundert Jahre gemachten wissenschaftlichen Entdeckungen mit den technischen Errungenschaften im Gefolge, die sich in jüngster Zeit förmlich überstürzten, ferner ein allgemein verbreitetes, überragendes Verstandeswissen, auf der vorzüglichen Schulbildung beruhend, ließen bei uns gegenüber Völkern, die hierin mit uns nicht Schritt gehalten

haben, ein Gefühl der Überhebung groß werden. Gesteigert wurde dieses Gefühl noch durch die Beherrschung einer Waffentechnik, die den Industriestaaten Europas, auch in politischer und kriegerischer Beziehung, eine unbedingte Überlegenheit sicherte und es ermöglichte, daß im Verhältnis zum chinesischen Riesenreich kleine europäische Staaten jenem ihren Willen aufzwingen konnten.

Wenden wir den Blick stufenweise rückwärts: Vor knapp hundert Jahren hatten wir uns kaum in kultureller Hinsicht über das chinesische Volk erhoben. Im 17. Jahrhundert war China das blühendste Reich der Erde. Als die Chinesen sich längst in Seide kleideten, ein festgefügtes Reich gebildet und allein aus sich heraus eine außerordentlich hohe Entwicklungsstufe in ethischer und wirtschaftlicher Beziehung erreicht hatten, liefen wir noch in Tierfellen herum und waren „Barbaren“, weit entfernt von irgendwelcher Staatenbildung. Vor viertausend Jahren war China bereits ein Rechtsstaat mit einer genau gegliederten Beamtenerschaft. Ihre sagenhaften, in die graue Vorzeit ihres Volkes zurückreichenden geschichtlichen Aufzeichnungen lassen die Chinesen schon in jener Zeit als sesshaft erscheinen und Ackerbau treiben, zwei Grundbedingungen für die Möglichkeit einer Staatenbildung überhaupt.

So erscheint dieses merkwürdige Volk, ganz im Gegensatz zu den raub- und eroberungslustigen europäischen Völkern, schon anfänglich durchaus friedlich eingestellt. Seine im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende erfolgte Ausdehnung seiner Grenzen, fortschreitend mit der Volksvermehrung, beruht im Grunde auf seiner kolonisierenden Tätigkeit und der fabelhaften Fähigkeit, andere Völker in seinen Organismus aufzusaugen. Es ist nötig, diesen starken Gegensatz in der europäischen und chinesischen Entwicklungs-



geschichte zu betonen, da hier auch die verschiedene grundsätzliche Charakterveranlagung auf beiden Seiten zu finden ist.

Diese Friedfertigkeit allein vermochte es, daß das chinesische Volk sich ein Baudenkmal setzte, das Jahrtausende schon überdauert hat und noch weiter überdauern wird und in seiner Großzügigkeit kein zweites in Parallele hat.

Es ist die Große Mauer in China. Jeder von uns hat wohl schon von diesem Bauwerk gehört, aber selten macht sich jemand von seinen gewaltigen Ausmaßen eine Vorstellung. Die im 3. Jahrhundert v. Chr. vollendete (!) Mauer bildet eine fortlaufende, festungsartige Umwehrung, die das Land seinerzeit an der nördlichen Grenze gegen die räuberischen und verheerenden Einfälle der barbarischen Reitervölker sicherte. Sie verläuft teils nördlich, teils südlich des 40. Breitengrades und erstreckt sich von der Küste auf eine Länge von mehr als 2500 km (Entfernung London—Konstantinopel!) in das Land, durch Täler und über Höhen und Berggrücken sich hinziehend. Das Baumaterial ist in der Hauptsache Stein oder Backstein. Einschließlich der etwa 1,5 m hohen Brustwehr hat die Mauer die gewaltige Höhe von 16,5 m bei einer Breite von 8 m unten und 5 m oben. Die sich in Abständen wiederholenden Befestigungstürme überragen zum Teil die Mauer noch bedeutend und haben oft zwei Stockwerke.

Die Haupttore sind zudem noch durch besondere Ringmauern gesichert.

Viele Jahrhunderte bildete diese überall bewachte und verteidigte Mauer gegen die anstürmenden Reiter scharen eine unüberwindliche Schutzwehr, hinter der die Chinesen ihrer friedlichen Beschäftigung ungehindert nachgehen konnten.

Was für ein unbeugsamer Wille, welche stauenswerte Tatkraft mußte vorhanden sein, um ein solches Bauwerk zur zielsicheren Vollendung zu bringen! Hervorragende Herrscher waren die treibende Kraft; aber zur Ausführung gehörten auch tüchtige nachgeordnete Instanzen und die Zu-

stimmung und Hilfe des Volkes, wenn auch die Arbeit selbst wahrscheinlich Straf- und Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter haben leisten müssen.

Der Bau dieser Mauer war eine Kulturtat ohnegleichen. Sie hatte aber zweierlei tiefgehende, die Weltgeschichte außer-

ordentlich beeinflussende Erscheinungen zur Folge: Einerseits wurden die aus dem Norden, den ärmeren und rauheren Gebieten immer wieder vorstoßenden kriegerischen Völker mongolischer Abstammung, indem sie förmlich an der Mauer abprallten, in ihrem Vordringen nach Westen abgelenkt. Die wiederholten Vorstöße brachten schließlich auch die weiter westlich wohnenden Völker in Bewegung, die nun ihrerseits wieder nach Westen drängten und auswichen. Dieses Völkermoggen griff im Laufe der Zeit immer wieder weiter nach Westen über und löste zuletzt die große Völkerwanderung, auch der germanischen Volksstämme, aus, welche letztere das römische Weltreich zerschlugen (375 bis 476 n. Chr.).

Andererseits schloß die Mauer auch nach Norden das chinesische Volk von jeder kulturellen Beeinflussung von außen ab. Gegen Westen waren es die unwegsamen, gewaltigen Gebirge und Hochländer Tibets, im Süden und Osten das Meer.

Anregungen, die aus der Gegensätzlichkeit der einzelnen Völker in Charakterveranlagung und Kultur, aus ihrem Wettbewerben, aus der gegenseitigen Beeinflussung und dem Messenden Kräfte entstehen, sind aber zur Fortentwicklung, zum Lebenden Völker im einzelnen, wie der Menschheit im ganzen, notwendig.

Weil diese Anregungen ausblieben, verfiel China allmählich in eine Art Dornröschenschlaf, aus dem es erst erwachte, als der Ritter in Gestalt von europäischen Schlachtschiffen erschien, sich gewaltsam Zugang verschaffte und seinen „Ruß“ aus Feuereschländen gab. Das war etwa im Jahre 1840 (Opiumkrieg der Engländer). Diesem ersten Einbruch folgten bald weitere. Es waren nichts anderes als Raub- und Eroberungskriege



Bronzelöwe im Winterpalast zu Peking.



Großer Thronsaal im Winterpalast.



europäischer Staaten bzw. die Versuche einer gewaltsamen Kolonisation, die sich gegen diesen mächtigen Kulturstaat richteten, der in seiner Entwicklung ganz andere Wege gegangen war und seinerseits stets nur friedliche Kolonisation betrieben hatte.

Man vergleiche: Abend- und morgenländische Kultur in ihren extremen Polen kamen zum heftigen Zusammenstoß. Es sind aber nicht die äußerlichen, dem Auge sich offen zeigenden Gegensätze, sondern die innerlichen, in der Psyche der beiden Rassen liegenden, die diesen Zusammenstoß so höchst beachtenswert machen.

Wenn zwei extreme Kulturen sich durchdringen — es geht meistens nicht auch ohne äußerlichen Kampf —, wird eine neue, höhere Kultur gezeitigt. Es findet eine gegenseitige Befruchtung statt, die ein Drittes, Höheres entstehen läßt. Das ist ein Geschehen, das uns Leo Frobenius durch seine Forschungen und Abhandlungen über Kulturmorphologie erhellt hat.

Worin unterscheiden sich nun die beiden Kulturen?

Hervorgehoben ist schon der Westländer erhebliches Wissen (Verstandeswissen), das eine planmäßige, immer mehr gesteigerte Schulung zu glänzendsten und blendenden Erfolgen führte, zu solchen Erfolgen, daß schon einige wähen, unserem gedanklichen Erschließen seien keine Grenzen mehr gesetzt. Und erst in neuester Zeit und ganz schüchtern nur wagt sich die Feststellung hervor, daß das gefühlsmäßige Erfassen der Umwelt dabei zu kurz gekommen ist. Der Chinese ist im Gegensatz zum Europäer viel gefühlstärker, viel „fein“fühliger geblieben. Das Erfassen durch das Gefühl, ein innerer, seelischer, nicht verstandesmäßiger Vorgang, ist ihm nicht so fremd geworden wie uns. — Tang Leang-Li sagt in seinem Buch „Auftuhr in China“: Der Chinese denkt in Jahrhunderten. —

Der Kulturstand eines Volkes liegt nicht in erster Linie in einem weltwirtschaftlichen und technischen Können. Das sind Dinge, die leicht und schnell von einem intelligenten Volk übernommen werden können, wie es die Japaner bewiesen haben. Er gründet sich vielmehr auf eingebürgerte hohe Zucht und Sitte, Taktgefühl und Herzensbildung, auf staatliche und rechtliche Ordnung, auf Schrifttum und Kunst.

Wie sah es im Abendlande damit aus?

Um nur einiges herauszugreifen:

Die fürchterliche spanische Inquisition und der abscheuliche Aberglaube in allen Ländern ließen in berüchtigten Herenprozessen viele Tausende von Unschuldigen zu lebendigen Brandfackeln einer zum satanischen Zerbild gewordenen Religion werden, die sich auf Christus gründete, der die Nächstenliebe predigte und ihr lebte. Entsetzliche Leibesqualen durch raffiniert ausgedachte Folterinstrumente mußten Unzählige über sich ergehen lassen. Religiöse Unduldsamkeit entfachte den Dreißigjährigen Krieg, der ein blühendes Deutschland in eine Wüstenei verwandelte und eine Bevölkerung von 30 Millionen auf 5 Millionen dezimierte. Aus gleichem Grunde wurden viele Tausende in allen europäischen Ländern von Haus und Hof und aus der Heimat vertrieben. Französische Heerhaufen vernichteten in des „Sonnenkönigs“ Ludwig XIV. Auftrage mitten im Frieden blühende Besitztümer der Pfalz und schufen in der Ruine des Heidelberger Schlosses ein die Jahrhunderte überdauerndes Denkmal. Der Sklavenhandel nach Amerika blühte bis weit ins abgelaufene Jahrhundert. Und heute? Die Zeitungen sind tagtäglich angefüllt mit Berichten über scheußliche Verbrechen, Betrug, sittliche Verkommenheit, Verrohung, Verrat am Vaterland und andere Widerwärtig- und Niederträchtigkeiten.

So ist die Schattenseite der europäischen „Kultur“ geschichte düster und schrecklich genug gezeichnet.

Und China? Unbedingt lassen sich Parallelen ziehen. Auch das chinesische Volk hat trotz mehr als fünftausend-

jähriger Kulturarbeit einen Idealstaat nicht schaffen können, und sehr, sehr vieles stellt gleichfalls die traurigste Seite des menschlichen Lebens und Fehlens, Jrens und Verwirrens dar.

Fanatismus ist aber dem Chinesen im Grunde genommen ein unbekannter Begriff; er ist in religiösen Dingen sogar äußerst duldsam. Wenn er auch in solchen Fragen eine stark vorgefaßte starre Meinung hat, so läßt er anderen doch wieder ihre eigenen Anschauungen. Er bekämpfte nicht den christlichen Glauben als solchen, sondern nur darum, weil er die Missionstätigkeit der letzten Jahrzehnte als Vorläufer der gewaltsamen geschäftlichen Invasion der christlichen Mächte betrachten lernte, von deren christlicher Nächstenliebe er zu merkwürdige Erfahrungen gemacht hatte. Nur im Taiping-Aufstande (1852—1864) fand eine religiöse Bewegung eine außerordentlich heftige, blutige und langdauernde Auslösung. Sie bezweckte aber eine Reinigung der gesunkenen chinesischen Religion und Hebung der Sitten, wobei christliche Glaubenslehren eine Rolle spielten (Parallele zur Reformation und zum Dreißigjährigen Kriege). Diese Bewegung fand übrigens in dem erwachenden Patriotismus der lebhafteren Süddeutschen eine starke Triebkraft.

In den Grundbegriffen unterscheidet sich die chinesische Religion von der westländischen, der christlichen, kaum. Der gebildete Teil des chinesischen Volkes, eine Oberschicht, steht zu der Lehre des Kung-tse (557—479 v. Chr.), einer großartigen Moralphilosophie. Diese behandelt das pflichtgemäße Verhalten der Familienmitglieder untereinander und anderen gegenüber und hebt die Rechtllichkeit, Schicklichkeit, Treue hervor. Aus jahrtausendelanger Festhaltung und Übung entsprangen der überaus zähe Familiensinn der Chinesen, ihre hohe Achtung vor dem Alter, die Anhänglichkeit, Liebe und treue Fürsorge der Familienmitglieder untereinander, auch bei langer und weiter Trennung. Ein noch kleinerer Teil ist mit der reinen, tiefgründigen, göttlichen Lehre des chinesischen Weisen Lao-tse (6. Jahrhundert v. Chr.) vertraut. Die große Masse huldigt dem Buddhismus, der erst im 4. Jahrhundert n. Chr. von Indien aus sich mehr und mehr verbreitete. Buddha (6. Jahrhundert v. Chr.) predigte schon die Nächstenliebe und stellte die Gebote auf: Du sollst nicht töten! Du sollst nicht stehlen! Du sollst nicht unkeusch leben! Du sollst nicht lügen! Du sollst nicht berauschende Getränke trinken! Nur durch die Befolgung dieser Gebote könne der Mensch zum endlichen seelischen Frieden nach dem Tode gelangen. Der Unsterblichkeitsgedanke ist dem Chinesen viel selbstverständlicher als uns, die wir ihn — mit Recht oder Unrecht — zu zerfasern trachten, ohne jemals dieses großen Rätsels Lösung zu finden. Aber auch ein für unsere Begriffe ganz albern anmutender Geistes- und törichter Aberglaube hat beim Chinesen geradezu groteske Formen angenommen. Freilich gibt es bei uns ebenfalls Kreise — nicht nur ungebildete —, die an Hokuspokus allen Ernstes glauben, und über die man lachen könnte, wenn sie nicht auch geistige Verwirrung anrichten würden (Spiritismus, Okkultismus). —

Die in dem Familiensinn der Chinesen schon zum Ausdruck kommende Einstellung, die Einflechtung eines Einzelwillens in einen gleichgerichteten Mehrwillen einer größeren Gemeinschaft, findet in den Sippen, Gemeinden und Zünften, Gilden und Gewerkschaften erweiterte Auswirkung. Die Bauern sind schon seit ältesten Zeiten in Dorfgemeinden vereinigt, die ihre Angelegenheiten selbständig, fast ohne Einmischung der Reichsbehörde, unter einem selbstgewählten Gemeindevorsteher regeln. Die Handwerker sind in Zünften, die Kaufleute in Gilden, die Arbeiter in Gewerkschaften zusammengeschlossen. Diese Berufsverbände — es gibt selbst eine Zunft der Bettler — üben straffe Disziplin aus, und sie sind die tatsächlichen Machtorgane des öffentlichen und des Privatlebens in China. Außerhalb solcher Verbände ist



die wirtschaftliche Existenz eines einzelnen auf die Dauer ausgeschlossen. Dieser straffe Zusammenhalt der einzelnen Wirtschaftsgruppen und die willige Unterordnung der einzelnen unter die festgelegten Richtlinien der Führung ermöglichten es allein, die großartige Boykottbewegung der chinesischen Handelswelt gegen die Engländer im vergangenen Jahre durchzuführen. Diese jahrhundert-, ja jahrtausendelang geübte und erprobte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, die die Schwachen schützt und verteidigt, Auswüchse niederhalten kann, vermischte aber doch nicht die Grenzen zwischen arm und reich und ließ die Aufstiegsmöglichkeiten des einzelnen nach Willenskraft und Wissen durchaus offen.

Als erstrebenswertes Ziel gelten ein Studium und die Erlangung einer Stellung als höherer Beamter oder Wissenschaftler. So steuern die Mitglieder auch einer armen Sippe zusammen, um einem oder mehreren Mitgliedern derselben ein Studium und die Ablegung der Staatsexamina zu ermöglichen. Die Herkunft ist bei Erlangung einer Stellung vollkommen nebensächlich. Neben den Beamten galt der Stand der Bauern bislang als der vornehmste, dann kam der der Handwerker und erst zuletzt der der Kauf- und Handelsleute. Solche Anschauung entsprach dem bisherigen chinesischen Wirtschaftsleben. Mit der Entwicklung des Bankwesens und der steigenden Kapitalbildung, durch industrielle größere Unternehmungen veranlaßt, gewinnt aber der Geldgeber, d. h. der Kaufmann, auch in China an Bedeutung und Ansehen. Aber wie weit?

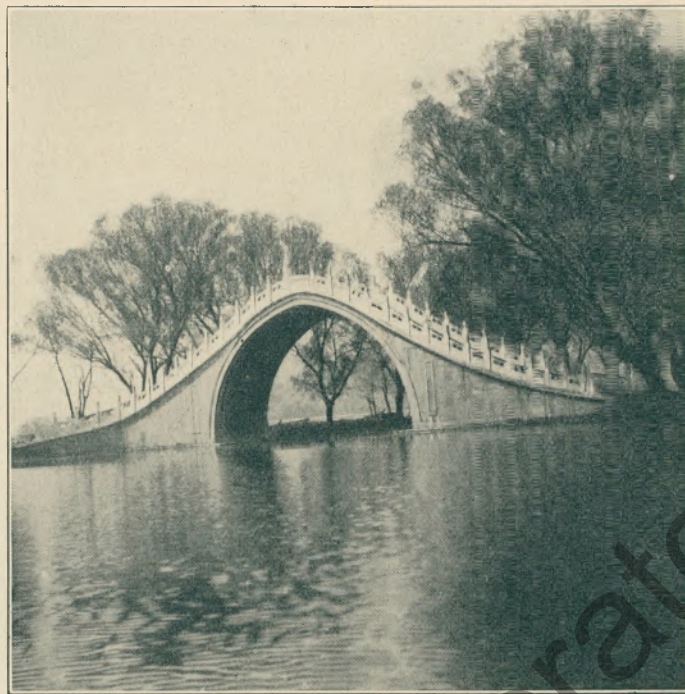
Hier steht das Fragezeichen!

Die Wandlung Chinas ist eine Frage seiner Einstellung zur Kapitalbildung. Wir wissen: Diese ist Vorbedingung zur Besserung auch der allgemeinen Lebenshaltung des Volkes, und gerade ihre individualistische Handhabung hat unbedingt unsern äußerlichen Aufstieg gezeitigt. Ein neueres Beispiel hierfür gibt Japan, das westländische Methoden sich aneignete.

Kapital ist Triebkraft; sie findet in unserer Technik äußerlichsten Ausdruck. Ob in den Händen nur der Allgemeinheit, d. h. im Kommunismus, das Kapital auf die Dauer gleiche Erfolge erzielen könnte, muß verneint werden. Auch Rußland bleibt uns den Beweis schuldig. Zur schnellen Förderung des Fortschritts, wenigstens wie er uns als solcher erscheint, gehören der Wettbewerb und die daraus resultierende gegenseitige Anregung und Befruchtung durch Ideen und Taten, verbunden mit persönlichem materiellen Vorteil. Aus

ideellen Gründen Handelnde werden immer verschwindende Ausnahmen bleiben. Aber fragen wir uns: Haben wir bei der Jagd nach äußeren Erfolgen nicht zu sehr den inneren

Menschenvernachlässigt? Bei seiner auf Gemeinsamkeit eingestellten Willensrichtung wird China wahrscheinlich die Vormachtstellung des Kapitals durch einzelne ablehnen, ebenso wenig aber der kommunistischen Auffassung in dieser Frage folgen. Es wird einen Mittelweg suchen und finden, und es ist möglich, daß befruch-



Brücke im Sommerpalast zu Peking.



Marmorbrücke im Sommerpalast.

tende Ideen von Öper ausgehen, die uns nicht unberührt lassen werden.

Ein geistig bedeutender Mensch wird ändern ihr dienstliches Verhältnis zu ihm leicht machen; doch ist es schwer, seine Gunst zu erringen. Wollte man auf streberische Weise durch unrechtmäßige Mittel es versuchen, sich bei ihm in Gunst zu setzen, so wird man ihn solchen Versuchen gegenüber vollständig unempfindlich finden. Aber im Dienst verlangt er von seinen Untergebenen nicht mehr, als ihrem Können entspricht. Ein beschränkter Mensch läßt sich zwar leicht gewinnen, aber es ist ein schwieriger Vorgesetzter. Sucht man seine Gunst, so nimmt er es mit den Mitteln, die der Betreffende verwendet, nicht so genau. Aber im Dienst verlangt er das Unmögliche auf rücksichtslose Weise. Kung-Futse (Konfuzius) 551-479 vor Chr.



## Fünf chinesische Gedichte.

### In der Fremde.

Von Li-tai-Po (702 bis 765 n. Chr.).

In fremdem Lande lag ich. Weißen Glanz  
Malte der Mond vor meiner Lagerstätte.  
Ich hob das Haupt — ich meinte erst, es sei  
Der Reif der Frühe, was ich schimmern sah,  
Dann aber wußte ich: der Mond, der Mond . . .  
Und neigte das Gesicht zur Erde hin,  
Und meine Heimat winkte mir von fern.

∴

### Das Flötenlied des Herbstes.

Von Thu-fu (714 bis 774 n. Chr.).

Du armer Wanderer! Fern dem Vaterlande  
Und müd und ohne Freunde, sehnst du dich  
Umsonst nach deiner Heimat Mutterlaut.  
Zwar blüht der Sommer so verschwenderisch,  
Daß du noch reich scheinst. Auch der Vögel Sang  
Ertönt wie in der Heimat dir vertraut.

Doch wehe! Wenn das Flötenlied des Herbstes  
Dein Ohr trifft: das Gezirpe der Sikaden —  
Und wenn der Sturmwind durch die Wolken wühlt!

Dann wirfst du das Gesicht in beide Hände  
Vergraben, und dein Aug' wird überfließen,  
Und deine Seele wird sich heimwärts wenden  
Voll Qual in das geliebte Vaterland.

∴

### Der Abschied des Freundes.

Von Wang-Wei (8. Jahrhundert).

Ich stieg vom Pferd und reichte ihm den Trunk  
Des Abschieds dar. Ich fragte ihn, wohin  
Und auch warum er reisen wolle. Er  
Sprach mit umflorter Stimme: Du mein Freund,  
Mir war das Glück in dieser Welt nicht hold.

Wohin ich geh'? Ich wandte in die Berge,  
Ich suche Ruhe für mein armes Herz.  
Ich werde nie mehr in die Ferne schweifen —  
Müd ist mein Fuß, und müd ist meine Seele —  
Die Erde ist die gleiche überall,  
Und ewig, ewig sind die weißen Wolken . . .

### In Erwartung des Freundes.

Von Mong-Kao-Jen (8. Jahrhundert).

Die Sonne scheidet hinter dem Gebirg',  
In alle Täler steigt der Abend nieder  
Mit seinen Schatten, die voll Kühlung sind.

O sieh, wie eine Silberbarke schwebt  
Der Mond herauf hinter den dunkeln Fichten,  
Ich spüre eines feinen Windes Wehn.

Der Bach singt voller Wohlklang durch das Dunkel  
Von Ruh' und Schlaf . . . Die arbeitsamen Menschen  
Gehn heimwärts, voller Sehnsucht nach dem Schlaf.

Die Vögel hocken müde in den Zweigen,  
Die Welt schläft ein . . . Ich stehe hier und harre  
Des Freundes, der zu kommen mir versprach.

Ich sehne mich, o Freund, an deiner Seite  
Die Schönheit dieses Abends zu genießen —  
Wo bleibst du nur? Du läßt mich lang allein!

Ich wandle auf und nieder mit der Laute  
Auf Wegen, die von weichem Grase schwellen —  
O kämst du. kämst du, ungetreuer Freund!

∴

### Der Landmann im Winter.

Von Su-Tong-Po (1036 bis 1101 n. Chr.).

Nun ist der Winter da. Wie eine Wolke  
Von weißen Schmetterlingen sank der Schnee  
Ganz lautlos auf die harte, kühle Erde.

Des Landmanns Blick ist trübe und verloren,  
Still schließt er die Geräte in sein Haus,  
Sein Herz ist voll von namenloser Trauer.

Die Erde, seine Freundin, ist nun tot.  
Da er im Frühjahr ihr die Saat vertraute,  
Gab er ihr alle seine Sehnsucht mit.

Als dann die Ernte aufwuchs, fand er selig  
All seine Sehnsucht in Erfüllung wieder,  
Er jubelte und sang und war beglückt.

Doch nun ist alles aus. Wie eine Wolke  
Von weißen Schmetterlingen sank der Schnee  
Ganz lautlos auf die harte, kühle Erde . . .

Aus: Hans Bethge, „Die chinesische Flöte“.



# Verlobung und Heirat in China.

Von Wilhelm Carl.

Die junge Generation wird in China sehr früh verheiratet. Sie wird verheiratet, denn die jungen Leute haben bei ihrer Verheiratung nicht viel mitzureden. Die Braut zählt in der Regel 13 bis 17 Jahre, der Bräutigam 17 bis 20. Ist in einem Hause ein heiratsfähiger junger Mann oder ein junges Mädchen vorhanden, so erscheint ganz sicher eines Tages ein Heiratsvermittler, eine Heiratsvermittlerin oder auch ein guter Freund des Hauses und macht den Hausherrn darauf aufmerksam, daß es Zeit sei, seinen Sohn bzw. seine Tochter zu verheiraten. Der Heiratsvermittler hat selbstverständlich eine passende Partie an der Hand und schildert, falls die Tochter des Hauses verheiratet werden soll, den jungen Mann eingehend. Da bei bessergestellten Chinesen die jungen Leute von 17 bis 20 Jahren noch zur Schule gehen,

so läßt der Heiratsvermittler einige anerkennende Worte über den jungen Mann hinsichtlich seiner Fortschritte in der Schule und seine späteren Aussichten fallen, nennt dann die Höhe des Gehalts, welches der Vater bezieht, stellt der Mutter ein gutes Zeugnis aus und vergißt auch nicht, etwa vorhandene Verwandte von Rang zu erwähnen. Ist der Vater des jungen Mannes Landwirt, so nennt er die Zahl der Felder und „großen Tiere“ (Rindvieh, Pferde, Esel), der vorhandenen landwirtschaftlichen Wagen, spricht anerkennend von dem „gepflasterten Hof“ und der darin aufgestellten Handmühle, zählt die Gebäulichkeiten auf, kurzum: stellt die Verbindung mit der Familie als wünschenswert hin.

Sagt dem Vater des Mädchens die Familie des jungen Mannes zu, so erklärt er nunmehr dem Heiratsvermittler sein Einverständnis unter der Voraussetzung, daß nach den Sternbildern, unter denen die jungen Leute geboren wurden, eine Verbindung auch stattfinden kann. Der Hausherr ist verpflichtet, nach Erteilung der Zusage den Heiratsvermittler zum Essen einzuladen, was dieser wiederum unter allerlei Ausflüchten zunächst abzulehnen hat. Schließlich nimmt er die Einladung doch an und begibt sich dann zu der Familie des jungen Mannes.

Auch hier macht er zunächst darauf aufmerksam, daß der Sohn des Hauses in das heiratsfähige Alter eingetreten ist und erkundigt sich, ob er vielleicht schon mit einem Mädchen versprochen worden ist. Die Eltern können ihre Kinder nämlich schon versprochen haben, noch ehe sie geboren waren. Ist der junge Mann noch nicht versprochen, so schlägt der Heirats-

vermittler dasjenige junge Mädchen vor, von deren Eltern er soeben gekommen ist, nennt ihr Alter, versichert, daß sie „kleine“ (verkrüppelte) Füße hat, in der Hauswirtschaft wohlverfahren ist, mit der Nadel umzugehen weiß und kommt dann auf die Eltern und deren nähere Umstände zu sprechen. Sind auch die Eltern des jungen Mannes mit der vorgeschlagenen Verbindung einverstanden, so tauscht nunmehr der Heiratsvermittler die Visitenkarten der beiden Familienväter aus, und die Heirat ist eigentlich schon zu neun Zehntel abgeschlossen. Ein Wahrsager (Geomant) vergleicht nun die „acht Zeichen“ (Geburtsstunde, Geburtstag, Geburtsmonat und Geburtsjahr, je mit zwei Zeichen geschrieben) der Brautleute, und wenn er feststellt, daß diese Zeichen sich nicht entgegenstehen, können die Heiratsvorbereitungen weiter-

betrieben werden. Aus der Konstellation der acht Zeichen erfieht der Wahrsager, mit welchem der „fünf Elemente“ sich das Schicksal des Betroffenen deckt. Wenn dann die gefundenen Elemente (Holz, Wasser, Erde, Feuer, Metall) sich nicht entgegenstehen, können die Verlobungskontrakte ausgetauscht werden. Das Zusammentreffen zweier Elemente kann Entwicklung oder Zerstörung bedeuten, und hierauf ist unbedingt Rücksicht zu nehmen.

Metall erzeugt Wasser, Wasser erzeugt Holz, Holz

erzeugt Feuer, Feuer erzeugt Erde, und Erde erzeugt Metall. Metall vernichtet Holz, Holz vernichtet Erde, Erde vernichtet Wasser, Wasser vernichtet Feuer, und Feuer vernichtet Metall. Brautleute mit den Elementen Feuer und Metall passen also nicht zusammen, da Feuer Metall vernichtet.

Nachdem auf diese Weise festgestellt worden ist, daß der Vereinigung der beiden jungen Leute keine Hindernisse im Wege stehen, wird der Tag ausgesucht, an dem die Verlobungskontrakte ausgetauscht werden. Da es ein „glückbringender“ Tag sein muß, ist wieder die Hilfe des Wahrsagers nötig. Man kann aber auch im Kalender nachsehen, in dem die glückbringenden Tage von der Regierung bekanntgegeben sind. Die Auswahl eines glückbringenden Tages ist bei einer Verheiratung unbedingt nötig, wird doch schon bei geringeren Anlässen, wie Antritt einer Reise, Abschluß eines Hauskaufes, ja selbst bei Entleeren der Düngergrube (!) ein glückbringender Tag ausgesucht.

Den Verlobungstag teilt die Familie des Jünglings schriftlich der Familie des Mädchens mit. Diese Mitteilung steht auf



Straße der Korbmacher.



der „Tsin-djiä“, d. h. Verwandtschaftskarte. Der Heiratsvermittler, der allein den Verkehr zwischen den beiden Häusern vermittelt, überbringt mit der „Tsin-djiä“ auch die ersten Brautgeschenke, meist Ringe, Haarspangen usw. Einige Tage nach Überbringung der „Tsin-djiä“ übersendet die Familie des Jünglings ihren Heiratskontrakt und erhält den von der Gegenseite aufgestellten. Der Heiratsvermittler, der bisher von beiden Seiten nur mit Speisen und Getränken bewirtet worden ist, erhält nach Austausch der Kontrakte das erste Honorar, nämlich 10 Liao, von der Familie des jungen Mannes und 5 Liao (1 Liao = 40 Pfg.) von der Familie des Mädchens.

Nunmehr bestimmt die Familie des Mädchens den Heiratsmonat und die Familie des Jünglings den Heiratstag. Kurz vor der Hochzeit sendet die Familie des Bräutigams der Familie des Mädchens die Geschenktruhe, eine Kiste mit vier Abteilen. Im ersten liegen 4 bis 5 Pfund Schweinefleisch, im zweiten ein Quantum Weizenmehl, im dritten 4 bis 5 Pfund Reis und im vierten 3 bis 5 Pfund Fadennudeln. Die Truhe wird mit den „vier Siegelstreifen“ verklebt und durch zwei Diener an einer Tragstange zum Hause der Braut gebracht. Man nennt diesen Brauch das Überbringen der dringenden Geschenke und erwartet, daß im Hause der Braut nun die letzten Vorbereitungen getroffen werden. Am Tage darauf übersenden die Eltern der Braut die Ausstattung. Hierzu gehören: Kästen, Kommoden, Schachtel, Hand- und Wandspiegel, ein Eßtisch und Stühle. Reiche Familien senden auch noch Teppiche, Matten, Vasen, Büchsen für Puder und Pomade und ein großes, mit Blumen besticktes Handtuch. Es sind ferner zu übersenden zwei Rippenknochen von einem Tier, Datteln, eßbare Kastanien, Kleie, Zwiebeln mit zwei Schößlingen und eine Vermutpflanze mit zwei Zweigen.

Da die Braut stets in das Haus des Bräutigams übersiedelt, so findet auch die Hochzeit stets hier statt. Das junge Paar erhält lediglich ein frisch gestrichenes Zimmer angewiesen. Findet die Hochzeit des Nachts statt, so beginnt bereits am Nachmittag das „Begrüßen der Gäste“. Zu dieser Zeremonie trägt der Bräutigam hohe Stiefel, eine hohe Mütze, den langen Rock mit kurzer Jacke darüber und eine rote Schärpe. Im Hof, an der Nordwand der Hofmauer, ist je ein Altar des Himmels und der Erde errichtet. Die Musik beginnt aufzuspielen, und der junge Mann hat nun vor den beiden Altären Ko-tou (Hinstoßen und mit dem Kopf die Erde berühren) zu machen, hernach vor seinen Eltern, seinen Großeltern, den Onkeln und Tanten väterlicherseits, ferner vor den etwa vorhandenen älteren Brüdern und deren Frauen. Nachdem er noch die Nachbarn und guten Freunde kurz begrüßt hat, macht er sich fertig, um sich in einer Sänfte zum Hause der Braut tragen zu lassen.

Der Bräutigam besteigt die blaue Sänfte, während eine zweite, rot ausgeschlagene Sänfte, für die Braut bestimmt, mit „Ballast“ beladen wird. Der Ballast ist ein Knabe aus der eigenen oder einer befreundeten Familie. Mehrere Helfer und eine Frau begleiten den Bräutigam zum Hause der Braut per Wagen, die Musik spielt auf, die Fahnenträger und Feuerwerker nehmen ihre Plätze ein, Sackel- und Laternen-träger marschieren auf, die Vorreiter reiten an die Spitze des Zuges und der Zug setzt sich in Bewegung. Kurz vor dem Hause hält die Prozession an, der Vorreiter reitet zum Hause der Braut, gibt die Visitenkarte des Bräutigams ab, erhält dafür diejenige des Vaters des Mädchens und sprengt mit dieser in vollem Galopp zurück zum harrenden Bräutigam. Der Zug setzt sich nun wieder in Bewegung. Ist er dem Hause nahe genug gekommen, so erwartet ihn das Ehrengelichte des Hauses der Braut. Vor der Haustüre findet eine große Begrüßung statt. Im Zimmer werden der Bräutigam und seine Helfer auf den Ehrenplatz geleitet und ein kurz bemessenes Mahl wird eingenommen. Nach dem Essen gehen die beiden Helfer

auf die zukünftigen Schwiegereltern zu, um an Stelle des Bräutigams vor ihnen Ko-tou zu machen, doch zwei eigens hierfür angestellte Leute hindern sie daran; und nun überschützen sich die vier Männer mit den schönsten Komplimenten. Die Eltern der Braut schmücken jetzt den Bräutigam noch mit einer grünen Schärpe und überreichen ihm zwei in rotes Papier eingewickelte Weintassen und zwei Eßstäbchen. Das Übergeben dieser Geschenke nennt man „das Glück stehlen“, denn man glaubt, mit den Weintassen und den Eßstäbchen gehe ein Teil des der Familie zugemessenen Glückes auf die Familie des Bräutigams über.

Bevor die Braut, die inzwischen fein herausgeputzt worden ist, ihre Sänfte besteigt, muß man feststellen, in welcher Himmelsrichtung sich zur Zeit der Gott des Glückes aufhält, denn auf der entgegengesetzten Seite wartet der Gott des Kummers und versucht, gleichzeitig mit der Braut in die Sänfte zu gelangen. Einige Frauen begleiten die Braut zum Hause des Bräutigams. Bei der Auswahl dieser Frauen ist darauf zu achten, daß sie nicht unter einem Stern geboren wurden, der dem des Bräutigams entgegensteht. Diese Gelegenheit wird nach folgendem Spruch geregelt:

Das weiße Pferd liebt nicht den schwarzen Ochsen;  
Das Schaf kann keine Katze leiden;  
Der weiße Hahn mag den Hund nicht sehen;  
Der grausame Tiger zerreißt die Schlange;  
Der Drache ist der Feind des Hasen;  
Das Schwein fürchtet sich vor dem Affen.

Die Sänfte der Braut wird von ihren männlichen Anverwandten bis vor das Dorf getragen, erst dort dürfen andere Leute an ihre Stelle treten. Die Anverwandten nehmen an der Hochzeitsfeier im Hause des Bräutigams teil. Kurz vor der Ankunft der Braut werden im Hof des Hochzeitshauses Feuerwerkskörper abgebrannt, um die überall vorhandenen bösen Geister zu verscheuchen. Im Hofe angekommen, wird die Sänfte der Braut geöffnet, doch darf sie noch nicht aussteigen, sondern muß warten, bis sie durch einige kräftige Leute mitsamt dem Stuhl, auf dem sie in der Sänfte gesessen hat, in das Haus getragen wird. Beim Erheben von ihrem Sitz muß die Braut auf einen vor ihr niedergelegten Reitsattel treten, damit der Friede im Hause gewahrt bleibt. „Sattel“ sowohl als „Friede“ heißt auf chinesisch „ngan“. Der Bräutigam geleitet nun seine Braut zu den im Hofe aufgestellten Altären, und hier machen beide Ko-tou. Auf den Altären stehen Tafeln mit der Aufschrift: „Thron des Himmels und der Erde, der Erhalter der drei Regionen, der zehn Richtungen und aller Lebewesen“. Nach dem Erheben von den vor den Altären niedergelegten roten Filzteppichen gilt die Heirat als abgeschlossen. Die junge Frau wird noch einmal geschmückt — sie war in ihrer gewöhnlichen Tracht in das Haus ihrer Schwiegereltern gekommen — und hat nun noch einmal allein Ko-tou vor den Altären, ihren Schwiegereltern und vor ihrer neuen Verwandtschaft zu machen, wobei sie kleine Geschenke erhält, und verfügt sich dann in die Hochzeitskammer. Am andern Morgen beginnt für die junge Frau das nicht angenehme Dasein einer Schwiegertochter. Sie wird der geringsten Dienerin gleichgeachtet, und ihre Stellung hebt sich erst, wenn sie dem Hause den ersehnten Erben geschenkt hat.



Der Stolz der Familie.



# Ein Bild des Ruhrbezirks vor hundertdreißig Jahren.

(Nach den Aufzeichnungen des französischen Emigranten Paillot aus Condé.)

Von Professor Meyer, Wanne-Eickel.

Die Industrie, die Zusammenballung gewaltiger Menschenmassen haben dem Landstriche, den wir heute den Ruhrbezirk nennen, einen ihm ganz eigenen Charakter gegeben, der die einstige Landschaft völlig umgestaltet hat. Wälder sind verschwunden, und Felder, auf denen einst goldene Saaten wogten, tragen heute Bittertürme und schlanke Essen oder Reihen von breiten, menschenbelebten Straßen. Hier und da freilich reckt sich noch ein altes Bauernhaus wuchtig in die Breite. Sein schwarz-weißes Fachwerk winkt uns freundlich zu. Wie lange noch? —

Manch Kirchlein verbirgt sich noch in dem Häusermeere; frühere Jahrhunderte haben es gebaut — heute reckt sich ein gewaltiges Gotteshaus mit massigem Turm nicht weit von ihm empor, vor dem es sich zu verbergen scheint, obwohl es vielleicht schöner und zierlicher ist, gerade in seiner Bescheidenheit.

Die Orte und Dörchen, die in diesem Landstriche einst verstreut lagen, sind zu Riesenstädten voll Leben und Licht geworden; und selbst die Stelle, wo früher kaum ein Haus gestanden hat — heute ist sie eine bedeutende Stadt.

So ist das Land zwischen Wupper, Ruhr, Emscher und Lippe eine große Arbeitsstätte geworden, in dem das Fauchen der Maschinen, das Schwirren der Räder, über die das Förderseil fließt, das Rasseln der Bahnen, das Rattern der Motoren und das tausendfach verschlungene, sich verwirrende und wieder frei sich empor-schwingende Sprechen der Menschen einen einzigartigen Rhythmus weben.

Durch dieses Land zog einst, da Dortmund noch eine ganz kleine Stadt, Bochum noch ein Flecken, Hagen ein Ort war und nur Essen und namentlich Düsseldorf Bedeutung hatten, der französische Gerbermeister Paillot aus Condé mit Weib und Kind, den die Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts aus der Heimat vertrieben hatte. Das war in den Jahren 1794 und 1795.

Nachverwundert, offenen Auges durchzog er das Land, von Stadt zu Stadt gehend; was er aber auf seinen Fahrten gesehen hat, das hat er gewissenhaft niedergeschrieben und uns so ein Bild von Land, Städten und Dörfern und den Menschen darin gegeben, das bunt und reizvoll vor unserem Auge entsteht.

Ein Gedanke trieb den französischen Gerbermeister mit vielen Tausenden von Genossen seines Elendes voran: den Rhein zwischen sich und die Feinde, seine revolutionären Landsleute, zu bringen.

In Düsseldorf hoffte er Ruhe zu finden. Aber der immer näher kommende Kanonendonner scheuchte ihn aus seiner Sicherheit. Wo sollte er mit seiner Familie Schutz suchen?

Man dachte an Dorsten, und so fuhr er mit einigen Gefährten dorthin, um zu sehen, ob er dort seine Wohnung nehmen könne. Der Weg führte ihn über Duisburg, die Stadt, „die außer ihrem Alter nichts Sehenswertes bot“.

Dann fährt er fort: „Wir brachen von Duisburg gegen sechs Uhr des Morgens auf. Vielleicht eine Viertelstunde von dort kommt man zur Ruhr, einem ziemlich großen Fluß, der in der Nähe von Duisburg in den Rhein mündet. Wir hatten den Fluß vielleicht eine Stunde hinter uns, als wir durch Heide kamen, die erst bei Dorsten ihr Ende fand. Eine ungeheure Fläche von Heidekraut, nur von einem kleinen Weiler unterbrochen, in dem ein recht nettes Wirtshaus war, wo wir zu Mittag aßen. Es war das einzige auf diesem Wege, und deshalb stand dort eine große Zahl Wagen, die den Weg fast versperrten. In der Nähe lagen mehrere Schmieden. . . . Wir brachen bald wieder auf und durchfuhren wieder Heide, die einen Anblick gewährte, der nur tiefste Traurigkeit hervorrufen konnte. Man stelle sich einen Gesichtskreis von unermeßlicher Ausdehnung vor, wo man nur vereinzelte absterbende Bäume sieht und Sanddünen, die der Wind vor sich hertreibt, und deren Einförmigkeit durch einige Wacholderbüsche und abgestorbene Rasenflächen einen nur noch traurigeren Anblick gewährt. Selten nur sah man strohgedeckte Hütten, bewohnt von armen Bauern, die das trockene Gras schneiden, um damit ihr Feuer zu unterhalten. Wir erklimmen die Höhen der Dünen, in der Hoffnung, einen angenehmeren Anblick zu erhalten. Aber immer dasselbe, immer dasselbe! Soweit der Blick reichte, keine Spur von Ackerbau. Was wir sahen, war in des Wortes wahrster Bedeutung eine Wüste.“

Aus dem Plan, in Dorsten Wohnung zu nehmen, wurde nichts. Aber in Düsseldorf konnten die Verbannten nicht bleiben, die Verwaltung der Stadt hatte die Franzosen gebeten, die Stadt zu verlassen; der Donner der Kanonen des revolutionären Heeres hallte schon vom anderen Ufer des Rheines herüber. Mit Wehmut schieden sie, was es doch für die Verbannten ein angenehmer Aufenthalt gewesen.

„Die Stadt,“ so sagt der Verfasser der Denkschrift, „die ich oft durchwanderte, ist recht schön, besonders das Viertel, das man neu baut, die Karlstadt; dieses freilich ist noch nicht fertig, denn die Straßen und der große Karlstadtplatz sind noch nicht gepflastert. Das Bemerkenswerteste in dieser Stadt ist der kurfürstliche Palast, der, sehr geräumig, die berühmte Düsseldorfer Gemädegalerie enthält, fünf große Säle, die mit Bildern aus der Hand der größten Meister gefüllt sind. Durch das Stadttor, das nach Derendorf führt, nahe bei der

## Der prozentuale Anteil der Frau in den wichtigsten Gewerbebezweigen

Von 100 Gewerbetätigen sind Frauen:



Die Zahl der erwerbsfähigen Frauen in Deutschland hat von 1907 bis 1925 um 30,5%, die Zahl der gewerbetätigen Frauen dagegen um 39,1% zugenommen. In Industrie und Handwerk beträgt der Zuwachs an weiblichen Erwerbstätigen rund 800 000 oder 38,6%, im Handelsgewerbe 450 000 oder 65,8%. Der absoluten Zahl nach sind die meisten Frauen im Handelsgewerbe beschäftigt (1,14 Millionen), relativ am stärksten ist der Anteil der Frauennarbeit im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe (61%), in der Textilindustrie (57%) und dem Bekleidungs-gewerbe (52%).



Stadt, sieht man das Schloß des pfälzischen Oberjägers, vor dem sehr schöne Gärten lagen, die als öffentliche Spazierwege dienten, und wohin wir öfter, besonders an Sonntagen, gingen. Die Menge der Besucher, die sich dort einfand, der Schmuck der Frauen erfüllten diese Stelle mit Glanz und Schönheit. Um diese Gärten herum, ebenso wie in der Stadt, gab es schöne Spazierwege und Ausflugsorte in Fülle.“

Was war dagegen Essen?

„Ich war betroffen“, schreibt der Auswanderer, „über den unangenehmen und traurigen Anblick, der sich beim Eintritt darbietet. Eine enge, steil ansteigende Straße, mit dicken, ungleichen Steinen gepflastert. Die Häuser sind sehr schlecht gebaut und schwarz, als ob man sie schwarz angestrichen hätte; das kommt von dem Rauch her, der aus den Ofenrohren dringt . . ., die vorne an den Häusern enden und nicht in Schornsteinen.“

Auch Dortmund, welches das erste Ziel der Reise war, zeigte denselben Uebelstand, doch war die Umgebung zum Teil von großartiger Schönheit.

„Dortmund hat“, so berichtet er, „eine ziemlich schöne Umgebung. Aber nur anderthalb Meilen hatten wir zurückgelegt, als wir zwischen sehr hohe und steile Berge kamen, die fast alle mit Wald bedeckt waren. Ein Tal besonders bot einen Anblick furchtbarster Einsamkeit. Das Brausen eines Baches, den die Schneeschmelze nährte, das Düstern der die Berge bedeckenden Wälder, das durch den weißen Schnee, der sie einhüllte, nur noch hervorgehoben wurde, boten einen so traurigen Anblick dar, daß man sich in einer Einöde fühlte.“

Aber auch in Dortmund hielt es den Flüchtigen nicht lange. Sein letztes Ziel war Hagen. Wie auch heute, so war schon damals die Hohensyburg der Hauptanziehungspunkt der Gegend; einen solchen Anblick, so sagt er, „habe ich in Frankreich nie gesehen“.

Und in diesem Lande wohnten Menschen, deren Wesen den Fremdling oft seltsam anmutete. „In Essen“, so sagt er von dieser Stadt, gegen die er eine tiefe Abneigung nicht unterdrücken kann, so viel Leids hat er darin erfahren, „habe ich Leute gesehen, die, wenn man an ihre Türen klopfte, eine kleine Klappe darin öffnete; darin erschien dann ein unreinliches, muffliges Gesicht, das einem kurz „nein“ antwortete, worauf die Klappe wieder zuschlug. Andere gingen in ihrer Unfreundlichkeit so weit, daß sie einem Ställe oder Scheunen anboten.“ —

„In Dortmund“, so erzählt der Verfasser an einer anderen Stelle, „ist dieses Volk sonderbar mißtrauisch, denn in den Läden wog man die Goldstücke, die man ihnen bot, und erprobte ihren Klang. Auf den Märkten hielten sie ihre Hände über die Körbe, aus Furcht, daß man sie bestohle, so daß man kaum erkennen konnte, was sie feilboten.“ —

Ein reizendes Bild echt westfälischen Wesens zeigt uns der Verfasser, ein Bild, aus dem zugleich hervorgeht, woraus echte Kultur und Größe nur erwachsen können: aus dem auf heimischem Boden fest begründeten christlichen Familiengeist, der der Nährboden aller guten menschlichen Eigenschaften ist. Das Bild ist um so anmutiger, als es die Familie zeigt, aus der nicht ein beliebiger Biedermann erwachsen ist, sondern die einen unserer Größten hervorgebracht hat, dessen Name in aller Mund ist, den das dankbare Andenken noch heute auszeichnet. Doch lassen wir den Verfasser sprechen: „Wir waren vielleicht zehn Tage in Hagen, als wir . . . zu einem schönen Landhause gingen; es lag eine Meile weit von Hagen und trug den Namen Harkorten. In diesem Hause war eine große Tabakfabrik. Wir kauften uns dort zehn Pfund Tabak, das Pfund für zwanzig Sous (etwa 80 Pfg. nach heutigem Gelde), und dafür kamen uns die Leute in der freundlichsten Weise entgegen. Man reichte uns Kaffee mit Milch und einige Leckereien. Dann zeigte uns der Eigen-

tümer seine Gärten und Baumanlagen, in denen Lärchen vorherrschten. Er erzählte uns eine Eigentümlichkeit, die uns sehr gefiel. In dem Ganzen dieser Siedlung gab es drei Gebäude: eins, das in der Mitte lag, in dem die Mutter des Kaufmanns wohnte, und, zu beiden Seiten etwas vorgebaut, je eins für ihre beiden Söhne, die jeder für sich ein Geschäft hatten. Aber die Mutter war jüngst gestorben, und die bis dahin so schön geeinte Familie würde ohne Zweifel dieses Verhältnis nicht weiterführen. Wir verließen diese ehrenhaften Leute, indem wir ihnen unsere größte Dankbarkeit bezueigten.“

Könnte eine solche Familie, die dem fremden Unglücke so viel Teilnahme und Liebe entgegenbrachte, einen Mann hervorbringen, der weniger selbstlos und gut hätte sein können wie unser Harkort?

Großen Wert legen die Bewohner des Landes auf die Erziehung ihrer Kinder, die sie zu einer wohlthätig wirkenden Höflichkeit anleiten. Daher sagt der Verfasser des Tagebuches: „Die Höflichkeit der Kinder in diesem Lande machte mir viele Freude. Sie küssen ihre Rechte und reichen sie dann zum Gruße dar. Man kann oft sehen, wie Kinder zusammen spielen; wenn man vorübergeht, unterbrechen sie ihr Spiel und bieten einem diesen höflichen Gruß.“

Auch sonst fand der Fremde eine oft eigenartige Höflichkeit. „In Duisburg tranken wir ein Glas Wacholder, das der Wirt aufmerksamweise an den Mund setzte, bevor er es uns reichte, eine Sitte, die bei jedem Getränk in allen Wirtschaften des Landes beobachtet wird.“

Und dieses Volk ist genügsam, fromm und arbeitsam. Was seine Felder, Gärten, seine Ställe ihm spenden, ist seine Nahrung: Kartoffeln, dicke Bohnen, Melde, Kohl und — leckere Schwitten. Vor allem freilich schätzt es den Kaffee, „den sie sehr leicht machen; so trinken sie auch sieben bis acht Tassen davon, was sie fünf- oder sechsmal im Tage tun“.

Schon steigt auch der Bergmann in die Grube: „Man fördert die Kohlen einzig durch Winden, ohne jeden Apparat. Die sehr enge Grube wird ganz einfach durch einen Strohschirm überdeckt. Es scheint, als ob man die Gruben verläßt, wenn das Wasser steigt, und anderswo schürft.“

Da mag also manches „Bergwerk“ „verfossen“ sein!

Im Bolmetal verfertigte man Sensen, in Hferlohn Nadeln. Reges Schaffen überall!

Die gute alte Zeit! Mit einem typischen Bilde von ihr mag diese kurze Skizze schließen: „In Dortmund gibt es Bräuche, die mir sonderbar vorkamen. Des Nachts verkündet ein Wächter die Stunden mit einem trübseligen und furchtbar lauten Horn, das an allen Straßenecken von abends zehn Uhr bis morgens vier Uhr geblasen wird. Das machte einen schrecklichen Lärm. Die Scheuendrescher, die gewöhnlich zu sieben sind und für jeden um Lohn arbeiten, haben die Gewohnheit — sicher, um dazu beizutragen, einem den Schlaf zu rauben —, morgens zwei Uhr ihr Tagewerk zu beginnen, was zur Folge hat, daß die Bewohner, die meistens Bauern sind und nach der Straße hin eine Scheune, um ihre Ernten zu bergen, haben, einen sonderbaren Lärm und ein großes Wecken im Winter verursachen. — Noch eine sonderbare Sache ist es, daß Sonntags und Mittwochs sieben bis acht Schüler von sieben bis fünfzehn Jahren recht hübsch vor den Türen verschiedener Privatleute Lieder singen. Dafür reicht man ihnen Geld.“ —

Und zuletzt: Bochum, „das dem Könige von Preußen gehört, hat ein eigenartiges Mittel, sich eine bewaffnete Macht zu verschaffen. Ein Wächter entbietet die Bürger mit einer Trompete oder einem anderen Signal, und sofort müssen alle ihr Haus verlassen mit Knüppeln, Mistgabeln oder Flinten usw. Genau so geht es in den Dörfern zu.“ —

Liegt die Zeit, die Spitzweg durch seinen Zauberpinsel festgebant hat, schon so sehr weit zurück?



# Koksverbesserung durch Koksstickung.

Von P. Sünge.

Wer einmal — zumal nachts — eine Kokerei gesehen hat, wird das wundervolle Bild nicht wieder vergessen haben. Die Tür der Ofenkammer ist freigeschlagen und vom Kran in die Höhe gehoben worden. Wie Pfeile schießen die Lichtbüschel aus dem strahlend heißen Ofen in die Nacht. Da beginnt sich der lange Koksstucken zu rühren, Maschinenkraft treibt ihn voran, und wie ein glühendes Tier schiebt er sich vorwärts, den Wasserstrahlen entgegen, die ihn ablöschend empfangen. Es ist ein großartiger Kampf zwischen Feuer und Wasser. Der glühende Koloss marschiert und taumelt, bricht zusammen und schleppt sich wieder weiter, aber endlich ist er ermattet und wird zum Schutthaufen. Ungeheure Wolken von Rauch und Dampf haben sich zum Himmel gewälzt, und erst, wenn das Schauspiel vorbei, wenn das Auge sich künstlerisch gesättigt, wird der rechnende Sinn des Zuschauers erwachen über dieser entsetzlichen Verschwendung von Kalorien.

Wir können uns den Luxus nicht mehr leisten, der in der nutzlosen Ver-nichtung der großen Wärmemengen beim Koksablöschen liegt. Der Techniker will nicht mehr zulassen, daß die dabei entstehenden Wasserschwadern mit ihrem Gehalt an sauren Schwefelverbindungen seine Koks-fördereinrichtungen und die Baulichkeiten der Um-ggebung angreifen und lau-fende Instandsetzungsar-beiten verursachen. Auch will er die Betriebskosten, die der Gebrauch der bedeutenden Löschwasser-mengen verursacht, sparen; er will den Koks schonen, statt ihn zu zer-sprengen durch das plötz-liche Abschrecken, und dadurch die Bildung von Grus und Kleinkoks verhindern.

Das sind Riesenprobleme. Nehmen wir Deutschlands Koks-erzeugung im Jahre 1918 mit 33 Millionen Tonnen zum Beispiel. Allein durch das Ablöschen dieser Koks-mengen verschwanden etwa  $13\frac{1}{13}$  Billionen Wärme-einheiten (WE) in der Luft, von denen sich etwa zehn Billionen hätten ein-fangen und zu rund einer Milliarde Pferdestärken umwandeln lassen können!

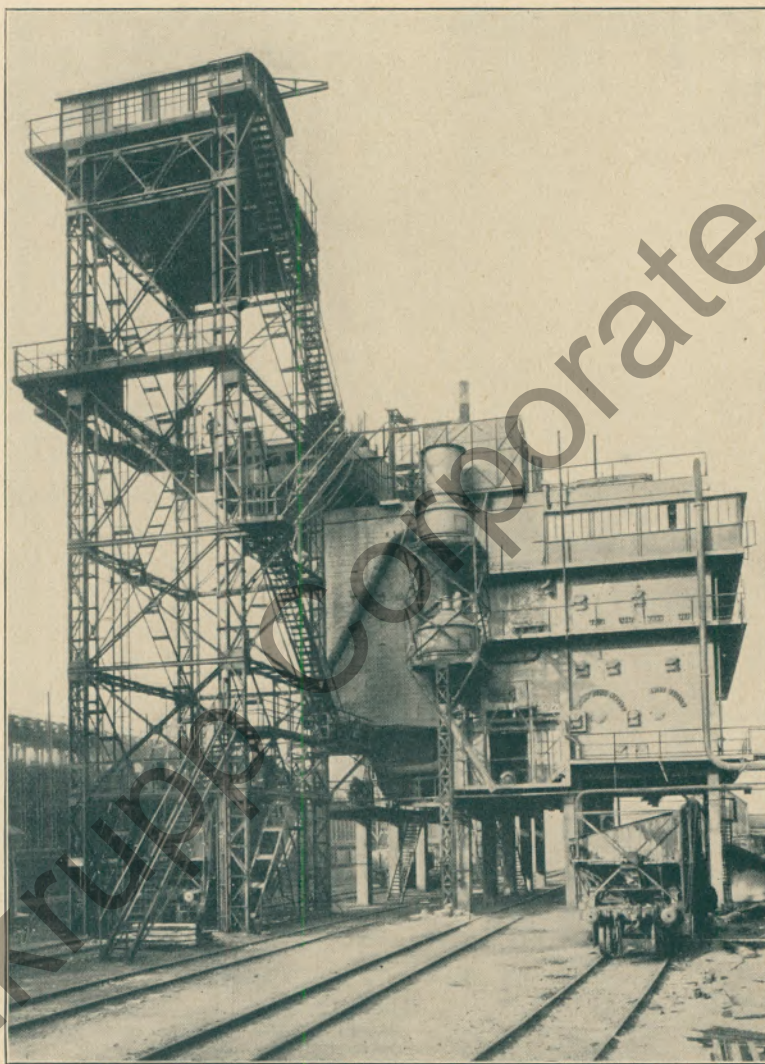
Der Gedanke, den Koks trocken zu kühlen, lag also auf der Hand. Er wurde während des Krieges (Brennstoff-mangel!) von vielen Köpfen gewälzt. Oder vielmehr neu aufgegriffen. Denn die ersten Patente reichen bereits bis

in die 1850er Jahre zurück. Damals versuchte man aller-dings weniger, die fühlbare Koks-wärme auszunutzen, als den Koks zu verbessern. Beides ist heute gelungen. Seiner-zeit begnügte man sich zunächst damit, die Dampf-schwaden, die beim Abbrausen des Koks entstehen, irgendwie nutzbar zu machen. Ohne Erfolg. Dieser Dampf war nicht rein, sondern mit Luft, schwefeliger Säure und Koks-stellen ver-mischt, wirkte also schnell zerstörend auf das Innere einer Dampfmaschine ein. Der an sich — wärme-wirtschaftlich —

richtige Plan war also zur Aus-sichtslosigkeit ver-urteilt.

Dann schwillt die Zahl der Patente im umgekehrt proportionalen Sinne ihrer Brauchbarkeit rasch an. Man wollte den Koks er-sticken, und zwar durch Dampf, unter gleichzeiti-ger Gewinnung von Was-sergas. Ein interessanter Vorschlag; aber bei den praktischen Versuchen gab's einen schweren Unglücks-fall, und man hörte nicht mehr viel davon. Es lohnt nicht, im einzelnen die Entwicklung zu verfolgen. 1917 nimmt Direktor Wunderlich in Karlsbad Patente auf die trockene Koks-kühlung durch indiffe-rente Gase. Danach sollte der glühende Koks aus den Ofen in Behälter gebracht werden, die als Abhitzekessel ausgebildet waren, und so sollte Dampf erzeugt werden. Auf ähn-lichen Gleisen bewegt sich dann ein Patent der Zechen de Wendel.

Von größter Bedeutung waren die langjährigen Versuche und praktischen Ergebnisse nach dem Ver-fahren der Gebrüder Sulzer in Winterthur. Im allgemeinen wird Koks die Ofenkammern von Gas-



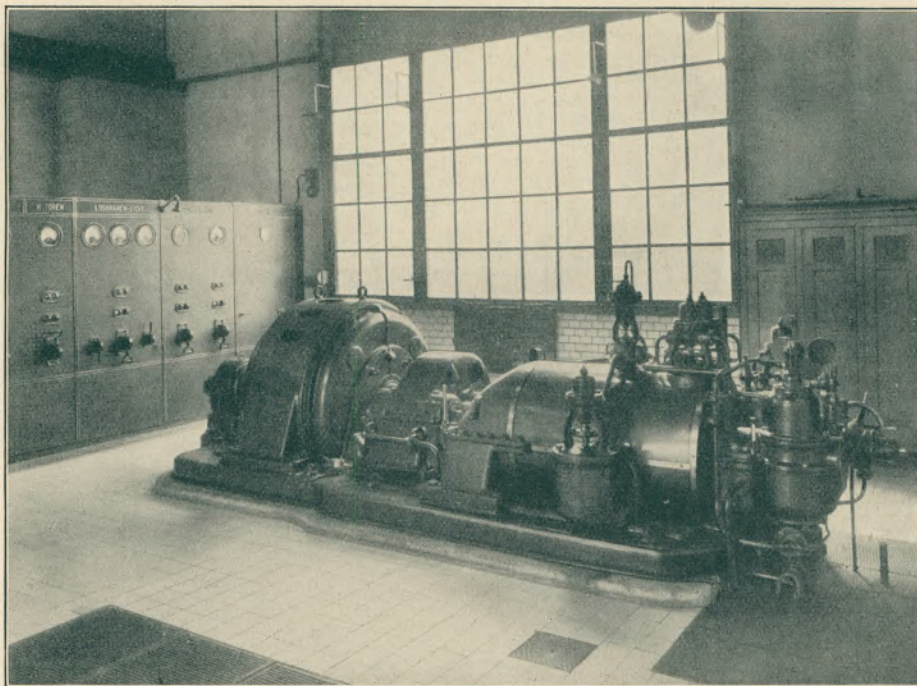
Trockenkoks-kühlanlage.

Fahrstuhl, Kühlbehälter und Kesselanlage der Kokerei in Homécourt.

werken mit etwa 1000 bis 1100 Grad verlassen. Durch das Erstickten nach Sulzer wird der Koks auf etwa 250 Grad abgekühlt. Es wird also ein erheblicher Anteil der im Koks enthaltenen Wärmemenge wiedergewonnen. Zu erwarten waren 350 bis 400 kg Dampf von 10 Atm. und 300 Grad Überhitzung gleich 35 bis 40 PS Kraftleistung je Tonne glühender Koks. Die Wirklichkeit gestaltete sich noch günstiger. Sie ergab einen Wirkungsgrad der Anlage von 73 bis 83 v. H.

Dabei ergibt sich ein weiterer Vorteil neben der Gewinnung der Glühwärme durch den Entfall von trockenem, wertvollerem Verkaufskoks für die Gaswerke. Der einzige Nachteil war das Einschalten zweier weiterer Sturz-stufen in und aus dem Kühlbehälter. Aber man kann die





Die gewonnene Energie.

Während beim nassen Koksflößen die gesamte Wärme in die Luft verschwand, wird jetzt durch den Dampf einer in Utrecht erbauten Trockenkühlanlage ein Turbogenerator von 759 kW betrieben.

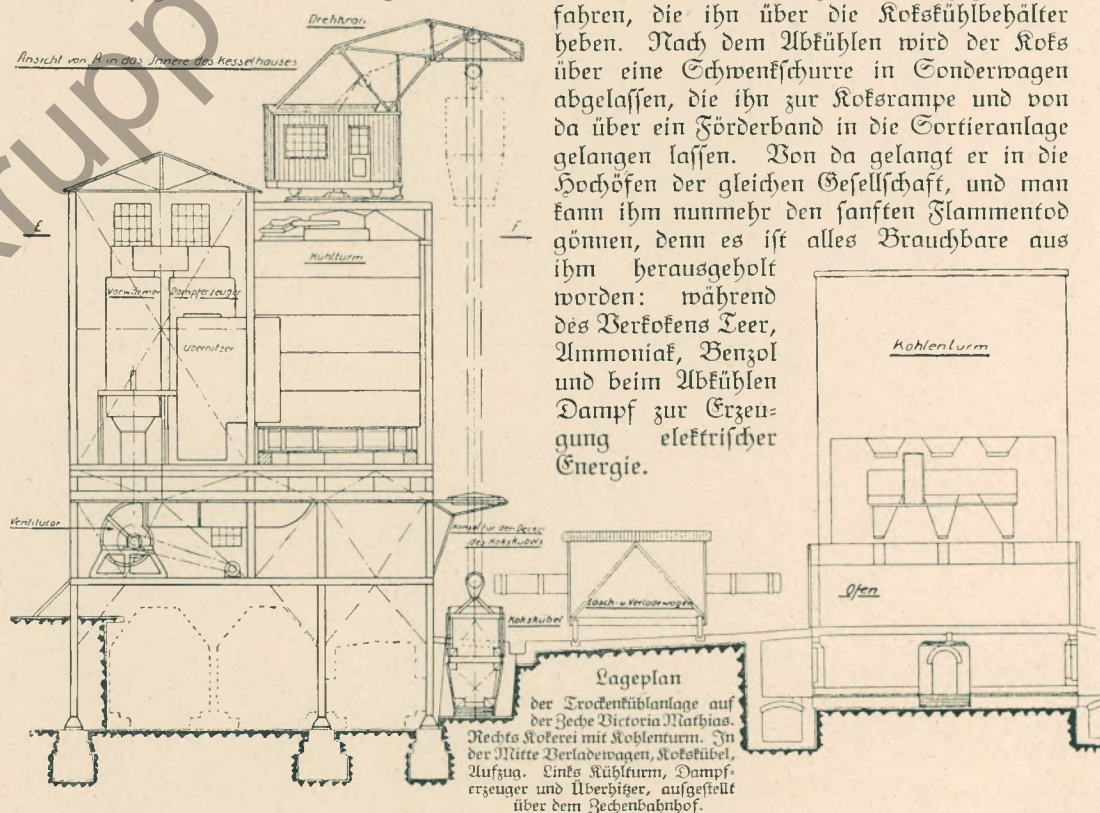
Füll- und Abzapfvorrichtung so einrichten, daß der Koks gleitet und nicht mehr stürzt. Außerdem läßt sich der Behälter im Betrieb so weit gefüllt halten, daß gar keine allzu große Sturz- bzw. Gleithöhe erst entstehen kann.

Die erste größere Anlage nach diesen Grundsätzen entstand im Rotterdamer Gaswerk für eine Leistung von 1000 Tonnen in 24 Stunden. Sie bewährte sich derart, daß das Verfahren auch in kleineren Gaswerken und in den Zechen- und Hüttenkokerereien Eingang fand, z. B. in Utrecht, Vorrach, Mannheim, Zürich und neben der Kokererei der Stahlwerke Homécourt auch im Hochofenwerk Wittkowitz und auf der Zeche Victoria Mathias im Ruhrgebiet.

Die Zechen hatten sich zunächst ablehnend verhalten, denn der Trockenkoks bot dem Abnehmer größere Vorteile als dem Kokszeuger. Koks wird nach Gewicht, nicht nach Hohlmaß verkauft; das in dem feucht abgelöschten Koks stets zurückbleibende Wasser wird daher mitgewogen und mitbezahlt. Das ist natürlich nicht der Grund, warum die Zechen zunächst den Koks weiter erkaufen, sondern nur zufällige Begleiterscheinung. Jedoch zeigte es sich bald, daß Trockenkoks für alle Kessel, Heizungsbetriebe und Öfen durch seine hervorragenden Eigenschaften Vorteile bot. Die Industrie war gern bereit, diese Eigenschaften durch einen höheren Preis anzuerkennen, wodurch die wegen geringeren Gewichts befürchteten Mindereinnahmen ausgeglichen wurden. Man wird also in kurzem auf allen

diesen in die Luft, indem man die Koksflöhanlage auf Stützen über die Gleise des Zechenbahnhofes stellte. Der bisherige Wagenverkehr blieb davon gänzlich unbehelligt. Man schlug dabei drei Fliegen mit einer Klappe, denn man konnte gleichzeitig den für Nagelöschchen des Koksflößen benutzten Schöndelingswagen weitergebrauchen und erhielt einen denkbar kurzen Laufweg für den glühenden Koks.

Die Anlage in Homécourt wurde im Frühjahr 1925 in dauernden Betrieb genommen und übernimmt die Kühlung des aus 140 Ofenkammern stammenden Koksflößen. Dieser wird glühend in Liefswagen mit Schrägboden und Seitenentleerung gedrückt und mit einer Lokomotive zu den Aufzügen verfahren, die ihn über die Koksflößbehälter heben. Nach dem Abkühlen wird der Koks über eine Schwenthschurre in Sonderwagen abgelassen, die ihn zur Koksrampe und von da über ein Förderband in die Sortieranlage gelangen lassen. Von da gelangt er in die Hochofen der gleichen Gesellschaft, und man kann ihm nunmehr den sanften Flammentod gönnen, denn es ist alles Brauchbare aus ihm herausgeholt worden: während des Verkoksens Leer, Ammoniak, Benzol und beim Abkühlen Dampf zur Erzeugung elektrischer Energie.





# Technische Gedenktage.

1. 10. erhält Franz Uchatius das britische Patent Nr. 2189 auf ein 1855 Verfahren zur Stahlbereitung. Er schmolz oxydisches Eisenerz mit Roheisen in Tiegel (Erzstahl). Das Verfahren machte seinerzeit viel Aufsehen, konnte sich aber auf die Dauer nicht durchsetzen.
1. 10. setzt Fritz W. Lürmann auf der Georgs-Marien-Hütte den 1867 ersten Hochofen mit geschlossener Brust und Schlackenform in Betrieb.
1. 10. Aufhebung des Roheisenzolles. Diese Maßnahme in Verbindung mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang hatte schwere wirtschaftliche Schädigungen für die gesamte deutsche Eisenindustrie im Gefolge.

5. 10. starb zu Duisburg an den 1884 Folgen eines Unfalles der Direktor der Duisburger Maschinenbau A.-G. (der heutigen Demag A.-G.), Heinrich Erdmann. Er ist der Erbauer des Panzerplattenwalzwerks der Dillinger Hüttenwerke, auf dem am 29. Oktober 1877 die ersten Panzerplatten in Deutschland gewalzt wurden.

6. 10. wurde Josef 1768 Madersperger in Kuffstein geboren. Er ist Pionier auf dem Gebiete der Nähmaschine und fand als erster das Prinzip der Nadelverschlingung und damit der Maschinennäh.

6. 10. Todestag von Heinrich Arnold Hunssen, Mitbegründer der 1870 Gutehoffnungshütte in Oberhausen.

6. 10. starb Charles Brown, einer der Begründer der Schweizer 1905 Maschinenindustrie und eine der markantesten Gestalten der Schweizer Industrie überhaupt.

8. 10. Geburtstag von Friedrich Krupp, dem Gründer der Krupp- 1826 werke.

8. 10. wurde Elbert H. Gary zu Illinois geboren. Er brachte mit 1846 Carnegie, Schwab und Morgan die United States Steel Corporation, den amerikanischen Stahltrust, zustande, der heute eine Produktion von über 22 Millionen Tonnen Rohstahl aufweist.

9. 10. kam in Köln Eugen Langen zur Welt. Er begründete mit Otto 1833 zusammen die heutige Gasmotorenfabrik Deutz.

10. 10. Geburtstag von Rainer Daelen, dem Erfinder und Ver- 1813 besserer zahlreicher Hüttenmaschinen (Walzwerke, Dampfhammer u. a.). Er wirkte besonders erfolgreich in Hörde. Auch ist er der Gründer des Neusser Eisenwerks.

10. 10. wurde die Technische Hochschule zu Aachen feierlich eröffnet. 1870

13. 10. Geburtstag von Charles Wallace Hunt. Er war bes- 1841 deutend auf dem Gebiete der Förderanlagen (Huntischer Greifer).

13. 10. starb im Alter von nur 35 Jahren der Ingenieur August 1873 Bechem. Er gründete zusammen mit

Heodor Keetmann eine Maschinenfabrik, aus der die heutige Demag A.-G. hervorging.

20. 10. Todestag von 1917 Karl Brandau, einem bedeutenden

Tunnelbauer, der u. a. den Simplontunnel erbaute.

21. 10. wurde der 1874 Vereiner deutscher

Eisen- und Stahlindustrieller in Berlin gegründet.

22. 10. starb der Pro- 1833 fessor der

Chemie und Technologie Egidius Hermbstädt, der sich große Verdienste um die Förderung des Unterrichts in der

chemischen Technologie erworben hat.

26. 10. wurde Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum 1757 Stein in Nassau geboren. Er hat sich als Oberberggraf, als Präsident der märkischen Kriegs- und Domänenkammer und als Oberpräsident der westfälischen Kammer um die

Organisation und Reform des westfälischen Bergbaues verdient gemacht.

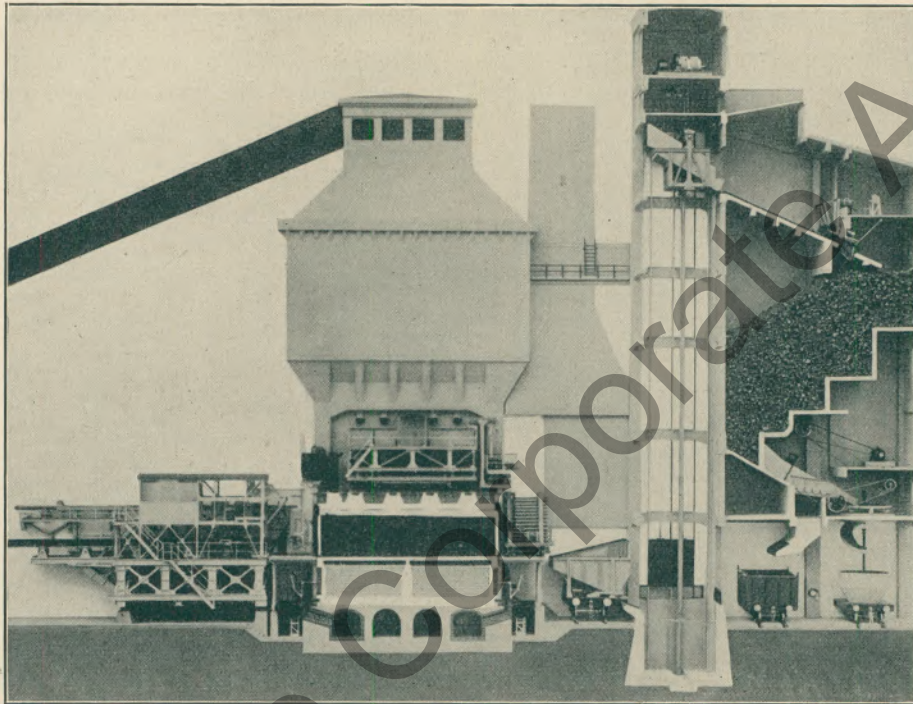
26. 10. Geburtstag von Paul Capito, dem Mitbegründer des Fein- 1849 blechwalzwerks Capito & Klein in Benrath. Die Firma stellte die ersten silizierten Transformatorbleche in Deutsch-

land her, die für die Elektrotechnik große Bedeutung erlangt haben.

30. 10. starb Hermann August Seger, der Begründer der Lon- 1893 industrie-Zeitung und des Chemischen Laboratoriums für die Tonindustrie. Er ist Erfinder des Segerkegels (zur

Messung hoher Temperaturen) und des Segerporzellans.

Jahade.



Modell einer Kopperschen Kokereianlage, ausgestellt auf der Achema V in Essen.

Links oben die Kohlenzufuhr zum Kohlenbunker, darunter der Wagen zum Füllen der einzelnen Koksöfen. Unter dem Füllwagen blicken wir in die mit Kohlen gefüllte Kammer eines KoksOfens, der mit Regenerativfeuerung betrieben wird. Links vom Ofen steht die Koksandrückmaschine, die die fertigen Koksstücken unter Zuhilfenahme des rechts vom Ofen stehenden Koksführungswagens in den tiefen stehenden Koks löschwagen drückt. Der gefüllte Koks löschwagen fährt unter dem im Hintergrunde befindlichen Löschsturm, woselbst der glühende Koks mit Wasser abgelöscht wird. Alsdann wird der Koks von dem Löschwagen in den Behälter des Aufzugs gekippt, der ihn von oben her in den Bunker (auf dem Bilde ganz rechts) bringt. Hier wird gegebenenfalls noch eine Klässierung nach der Stückgröße durchgeführt. Der Koks kann unten am Bunker entweder in Eisenbahnwagen für den Transport oder in Käßel für den Hochofen abgezogen werden.





Roman von Lu Wolbehr.

(Nachdruck verboten.)

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Die Firma Justus Dettenborn, ein angesehenes altes Hamburger Kaufmannshaus, ist durch die Stürme der Nachkriegszeit in ihren Grundfesten erschüttert. Dem Inhaber Felix Dettenborn fehlt neben dem klaren Blick für die Forderungen der Zeit das Wichtigste: zu disponieren und zu entscheiden, kurz: Herr zu sein.

Sein Bruder Johann, Teilhaber eines bedeutenden Amsterdamer Bankhauses, bedenkt sich nicht einen Augenblick, als der Ruf an ihn ergeht: Schiff in Not! Der Heimkehrende erkennt mit klarem Blick, daß Gegenwart und jüngste Vergangenheit höchstens als Anstoß, keineswegs aber als einziger Grund der augenblicklichen verzweifeltsten Lage des Hauses Dettenborn zu werten sind. Die Hauptschuld liegt bei den Menschen, sei es nun, daß sie, wie seine Stiefmutter, noch immer in der Vorstellung einer verflochtenen Zeit befangen, Ansprüche stellen, die sich heute nicht mehr rechtfertigen lassen, sei es, daß sie, wie die jüngeren Geschwister Lothar, Alfred und Gabriele, durch die mißverständene „Freiheit“ der Nachkriegsjahre angekränkt, einer festen Hand bedürfen, die die Zügel straff hält und ihren Willen in geordnete Bahnen weist.

Johann greift ohne Rücksicht auf die Anfeindungen, denen er überall begegnet — nur die älteste Schwester Justine steht ihm vom ersten Augenblick an tatkräftig zur Seite —, entschlossen durch, getragen einzig und allein von dem festen Willen, dem Hause Dettenborn wieder zu seinem alten, guten, vertrauenswürdigen Namen zu verhelfen. Die Ansprüche der Lebensführung des einzelnen werden, gegen den Willen der Mutter, den Verhältnissen angepaßt, die Hilfskräfte auf das unbedingt notwendige Mindestmaß verringert, die entstehende Mehrarbeit auf die Geschwister verteilt. Nachdem so die Grundbedingungen für eine Festigung der Geschäftsgrundlage geschaffen sind, folgt als zweiter Schritt die Prüfung der bestehenden Verbindlichkeiten, die ein außerordentlich trübes und hoffnungsloses Bild ergibt. Der Rückzahlungstermin einer nicht unbedeutenden kurzfristigen Anleihe steht unmittelbar bevor, und diese ist nur ein Posten von denen, die, jeder für sich, eine neue Krise bedeuten. Nur eine Lösung gibt es, die es ermöglicht, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen: das Haus Dettenborn wird zum Schuldner der Handelsbank in Rotterdam.

X.

Im Kontor lastete die Stille zäh Arbeitender. Sie machten immer noch Überstunden. Lothar war zu ersetzen und nun auch Felix, den Johann von weiterer Kontorarbeit entbunden hatte. Aus dem scheuen und müden Arbeiter wurde ein aufrechter Mann.

Er hatte nie mehr Johann aufgefordert, in sein Laboratorium zu kommen; unermüdlich wirkte er in dem alten Gartenpavillon, den er sich vor Jahren eingerichtet hatte.

Und keinem war aufgefallen, daß aus den projektierten vier Wochen des Pyramonters Aufenthalts schon sechs Wochen geworden waren, und daß noch weitere zwei Wochen angehängt werden sollten.

Elisabeth hatte regelmäßig Bericht geschickt, hatte von einer für sie noch nötigen Nachkur geschrieben und hatte allerlei angedeutet über sehr glückliche Umstände und Zufälle, die Gabi betrafen.

Da ließ sich eines Tages bei Johann die Malerin Frau Esther Winter melden, gerade als die Post erledigt werden sollte. Justine hatte die Briefe zur Unterschrift vorgelegt.

Wer war diese Frau, was wollte sie bei ihm? Er wollte sie abweisen lassen. Aber Justine sagte hastig:

„Nein, du mußt Frau Winter annehmen, du mußt sie unbedingt annehmen!“

„Kennst du sie? Dann ist es natürlich ein Irrtum, und sie will dich sprechen.“

„Ich kenne sie nicht persönlich. Es wird kein Irrtum sein. Laß sie hinaufführen, du mußt hören, was sie will!“

Der Kontordienster ging mit der Anweisung, die Dame in die Wohnung zu führen, sie möge sich kurz gedulden.

„Wer ist diese Frau Winter? Ihr Besuch scheint dich zu beunruhigen.“

„In ihrem Hause verkehrte Gabi. Bei ihr war das Kind damals. Es muß etwas mit Gabi sein.“

„Nun, wir werden sehen.“

Johann unterschrieb die Post, nicht schneller als sonst. Er besprach noch mit Justine die Einziehung notwendiger Informativen über einen gewissen Ernst Lassen, der sich dem Hause Dettenborn geschäftlich zu nähern versuchte.

„Ernst Lassen! Ich habe mit einem Ernst Lassen als Schulbub viel verkehrt. Vielleicht ist er es. Sein Vater war, soviel ich mich entsinne, ein kleiner Beamter. Gleichviel, ob es der alte Schulkamerad ist oder nicht. Der Brief macht einen guten Eindruck. Tue die nötigen Schritte! Zuerst bei der Handelskammer.“

Zum ersten Male wurde es Justine schwer, sich auf ihre Aufgaben im Kontor zu konzentrieren. Ihre Gedanken irrten immer wieder ab, hinauf in das Besuchszimmer, das Johann nun aufsuchte.

Mechanisch notierte sie die telephonisch eingeholten Auskünfte, mechanisch schrieb sie die Briefe. Sie war allein im Kontor. Feldner war heimgegangen.

Droben im Empfangszimmer hatte Esther Winter gesessen, in einem Sessel am Fenster, und hatte sich zur Ruhe und Gelassenheit gezwungen, die sie nicht besaß. Die Wartezeit erschien ihr endlos, und doch war sie ihr eine Gnadenfrist.

Nun stand sie vor dem Bruder, vor dem Chef des Hauses, sah seine kühl forschenden Augen und hörte den zweifelnden Ton in der ruhigen Stimme.

„Gnädige Frau wollen mich sprechen?“

„Allerdings, Herr Dettenborn.“ Frau Winter war aufgestanden, und als Johann ihr einen Platz bot, wählte sie einen Sessel, der im Schatten stand. Einen Augenblick lang erschien es ihr doch unmöglich, alles zu sagen, was gesagt sein mußte. Dann aber überwandt sie die Feigheit, die sie zu lähmen drohte:

„Es ist das warme Interesse für Ihre Schwester, für Fräulein Gabriele, das mich zu dem mehr als ungewöhnlichen Schritt veranlaßt. Herr Alfred Dettenborn führte sie bei mir ein; und wer brächte diesem schönen jungen Geschöpf nicht herzliches Interesse entgegen? Wie ich höre, ist Fräulein Gabriele mit Frau Hesselbach auf Reisen.“



„Allerdings, gnädige Frau.“

„Es ist ein seltsamer Zufall — nennen wir es so! —, der mich davon unterrichtete.“ Nun stockte sie. Wie nur den Übergang finden, mit welchen Worten den Mann warnen, der ihr gegenüber saß, abwartend, keinerlei Interesse zeigend?

„Gleichzeitig erfuhr ich, daß ein — ein Herr, den sie bei mir im Atelier kennengelernt hat, zu den Intimen des Kreises um Frau Hesselbach zählt, der — mein Gott, ja — der nicht ganz der geeignete Umgang für Ihre Schwester sein dürfte.“

Sie sah fast bittend Johann Dettenborn an. „Laß dir genügen an dem, was ich gesagt, zieh die Schlüsse daraus! Du bist ein Mann, schone die Frau vor dir!“

„Gnädige Frau, meine Schwester ist sehr wählerisch in ihrem Verkehr. Ich habe keine Ursache, ihrer Urteilskraft zu mißtrauen.“

„Es gibt Männer, Herr Dettenborn, die die klügsten Frauen irreführen können.“

„Gnädige Frau, ich kann unmöglich annehmen, daß Sie aus persönlichen Gründen Anschuldigungen aussprechen, daß Sie ohne Unterlagen einen Mann verdächtigen —.“

Esther Winter hielt den unbarmherzigen, forschenden Augen Johannis stand.

Sie konnte das Beben der Stimme nicht verbergen, als sie sagte:

„Ganz gewiß nicht. Ich kann Ihnen beweisen, daß dieser Mann, der sich in das Vertrauen Ihrer Frau Schwester eingeschlichen, der das unbewachte Herz der kleinen Gabriele eroberte, weder österreichischer Offizier ist, wie er sich Frau Hesselbach vorgestellt, noch italienischer Graf, für den er sich hier ausgegeben. Ich kann Ihnen beweisen, daß er eine jener zweifelhaften Existenzen ist, daß er Kellner, Chauffeur, Fremdenführer, wer weiß noch, was alles, war.“

„Beweisen können Sie das alles, gnädige Frau?“ Johann beugte den Kopf vor.

„Ja.“

„Und diesen Mann hat meine Schwester in Ihrem Hause kennengelernt?“ Johann war aufgestanden.

„Ja.“

„Sie ließen den Betrug zu?“

Esther Winter sprang auf, und nicht mehr der Tränen wehrend, die ihr über die Wangen flossen, ihrer auch gar nicht achtend, rief sie:

„Ja, ja! Ich ließ den Betrug zu. Wem tat er weh? Mich hatte der Mann in der Hand. Nach Jahren war er wieder in mein Leben getreten, nachdem ich mir hier eine Stellung geschaffen. Aber was geht das alles Sie an — nichts! Um ihre Schwester nur geht es! Sie müssen sie retten vor einem Geschick wie das meine! Mein Gott, ich war damals auch nur ein lebensdurftiges Mädchen aus reichem Hause, das die Welt, das die Männer nicht kannte.“

„Die Beweise, gnädige Frau?“

Sie zögerte noch einen kurzen Augenblick, dann sagte sie tonlos: „Sie finden sie auf der Polizei. Dort ist der Steckbrief eines gewissen Peter Schulz einzusehen. Sie können die Festnahme dieses lang gesuchten Hochstaplers sofort veranlassen.“

„Ich bin kein Demunziant. Ich verlange nur die Mittel, meine Schwester von der Unwürdigkeit des Mannes zu überzeugen.“

„Das wird Ihnen nie gelingen. Sie unterschätzen die Macht seines Einflusses.“

Und da Johann mit finsterner Miene schwieg, sagte sie eindringlich: „Sie unterschätzen auch die Liebe einer Frau.“

Und da Johann immer noch schwieg, sagte sie: „Ich kann Ihnen keinen anderen Rat geben, nehmen Sie die Polizei zu Hilfe! Bedenken Sie, ich bezahle diesen Rat, den ich Ihnen gebe, mit allem, was ich mir hier geschaffen!“

Johann zwang sich zu der Höflichkeit, die Thür zu öffnen, dieser Frau, die den Geliebten verriet aus Eifersucht auf ein junges Kind. Er sah in ihr nur die hassende, zurückgesetzte Frau, und alles wehrte sich in ihm, ihr zum Werkzeug zu dienen. Gabi mußte natürlich sofort aus dem Einfluß dieses Menschen, das war selbstverständlich. Ein Eilbrief an Elisabeth würde genügen. Was ging ihn sonst dieser Glücksritter an? Mochten ihn andere in die Hände der Gerechtigkeit liefern!

Das war's, was Johann Justine zu sagen hatte, nachdem er sie mit kurzen Worten über den Besuch Frau Winters aufgeklärt.

Er hatte von Justine völlige Zustimmung erwartet und sah erstaunt auf, als die Schwester heftig sagte:

„Nein, nein, du irrst dich!“ Und den vor ihr Stehenden an beiden Händen ergreifend, sagte sie — und ihre sonst so kühlen, ruhigen Augen waren voll Unruhe —: „Mein Gott, Johann, kennst du so wenig die Frauen? Du irrst dich! Ich kenne Frau Winter nicht. Aber Eifersucht ist es nicht, gewiß nicht, was die Frau zu dir trieb. Und wie kannst du glauben, daß sich Elisabeth durch einen Eilbrief von einer gefaßten Meinung abbringen ließe?“

„Ich bitte dich, Elisabeth ist doch eine kluge Frau.“

„Das hat nichts mit Klugheit zu tun. Im besten Falle wird sie Gabi den weiteren Verkehr mit dem Manne verbieten, und das wäre das Schlimmste. Es bedürfte nicht einmal Gabis Eigensinn, schon die Verliebtheit eines süßsamen Mädchens würde das Gegenteil erzielen.“

„Nein, der Weg ist nicht gangbar. Aber etwas muß sofort geschehen. Etwas kluger Gedanke, das Kind unter dem Einfluß eines solchen Menschen zu wissen!“ Sie hatte die Hände Johannis losgelassen und ging, die Handrücken gegen die Stirne gepreßt, im Zimmer auf und ab. Sie schwieg lange und ließ Johann Zeit, über ihre Worte nachzudenken: „Kennst du die Frauen so wenig?“

Er hatte nie über Frauen nachgedacht. Wäre das notwendig, um sie kennenzulernen? Er hatte die Frau nie gemieden. Er hatte keine Ausnahme gemacht, hatte auch seine Primanerliebe gehabt, Martina Radmann! Er hatte während seiner Lehrjahre manchen jungen Mund geküßt, manch blühendes Geschöpf für kurze Liebeszeiten in den Armen gehalten. Er hatte für des dicken Jan schlauke Schwester so viel Liebe empfunden und zu empfangen geglaubt, daß er gedacht, sie würde für ein Leben ausreichen. Er hatte, als Krüppel heimgekehrt, nichts mehr gefordert und auch nichts ungefordert empfangen. Kamte er wirklich die Frauen nicht? Hatte Justine recht? Er mußte daran denken, wie er damals seines Vaters Witwe wieder entgegengetreten, wie er sie bewundert hatte um einer Fassung willen, einer Größe, die sie nie besessen. Wie er in Gabriele den Jubegriff strahlender Jugend gesehen, in diesem armen, irreführten Kinde. Und Justine selbst? Gab sie ihm nicht genug Rätsel auf, deren Lösung er weit von sich schob? Wie war es dann mit Martina? Täuschte er sich auch in ihr?

„Es hilft nichts. Du mußt selbst hinfahren!“

Justine war bei ihrer Zimmerwanderung wieder vor Johann stehengeblieben.

„Aber, liebes Kind, ich hinreisen? Das ist unmöglich! Wie kam ich jetzt vom Geschäft weg?“

„Es gibt aber gar keinen anderen Rat. Du kannst die Nacht durchreisen, wir werden sofort im Kursbuch nachsehen. Du wirst persönlich die Angelegenheit schnell erledigen, bringst Gabriele am besten gleich mit. Vierundzwanzig Stunden vertraue mir das Geschäft an!“

„Aber ich bitte dich, Justine, in diesem Augenblick! Das Angebot Ernst lassen!“

„Ist morgen noch nicht spruchreif; die nötigen Informationen sind da, bis du wieder hier eintrittst.“



„Aber warum soll ich — reise doch du, erledige du die leidige Angelegenheit!“

Ein kleines bitteres Lächeln huschte über Justinens Gesicht.

„Wie denkst du dir ein Zusammentreffen von mir mit diesem Peter Schulz?“

„Du brauchst dich doch um den Mann gar nicht zu kümmern.“

„So, meinst du?“

„Du unterrichtest Elisabeth und bringst Gabi mit heim.“

„Und Herr Peter Schulz wird unter irgendeiner anderen Gestalt hier von neuem auftauchen.“

„Daran können wir ihn überhaupt nicht hindern.“

„Du kannst es.“

„Nur auf die Anklage seiner früheren Geliebten hin?“

„Wenn es nicht anders geht, mit Hilfe der Polizei! Ich bitte dich, Johann, es geht um unsere Schwester, es geht um die Ehre unseres Namens!“

Frau Elisabeth Hesselbach glaubte ihren Ohren nicht zu trauen, als beim Frühstück der Oberkellner „Herr Johann Dettenborn“ meldete.

Johann hier? Ohne vorherige Anmeldung? Und nun war nicht einmal Gabi da. Die war schon in aller Herrgottsfrühe mit den „anderen“ losgezogen für eine Tagestour. Sie selbst liebte solche Anstrengungen nicht. Und Frau Hesselbach traute ihren Ohren auch nicht, als ihr Johann ohne viel Umschweife den Grund seines plötzlichen Besuches mitteilte. Das war ja unmöglich! Das war natürlich eine Verwechslung. Dieser seriöse, in seinen Formen tadellose Österreicher. Das war geradezu lächerlich. Ganz gewiß war das eine Verwechslung. Sie, Elisabeth, hatte doch so viel Menschenkenntnis. Außerdem — Gabi hatte ihn doch erst in Pyrmont kennengelernt.

Es war wirklich bedauerlich, daß Johann sich hatte so beunruhigen lassen. Er würde sich heute selbst überzeugen können, welch ein prächtiger Mensch dieser Hauptmann der ehemaligen k. u. k. Armee war. Sie gab zu, daß sie erwartete, daß Gabi heute als glückliche Braut heimkehren würde. Und insofern trübe es sich sehr gut, daß Johann gekommen: Hauptmann Etwöds könne sich gleich das Jawort beim Familienchef holen. Sie, Elisabeth, freue sich, den Tag mit dem Bruder in aller Ruhe verleben zu können.

Johann freute sich weniger. Der ganze Tag sollte nun verloren sein, und wer weiß, ob überhaupt ohne sachliche Unterlagen dem Manne beizukommen war! Und als sich nach einem Mittagessen zu zweien, während dem sich Elisabeth nicht genug des Ruhmens tun konnte über den ganz reizenden Bekanntenkreis, über Gabis völlige Umwandlung, die Schwester zurückzog, suchte Johann doch die Polizei auf. Gott sei Dank! In dem Kurort fand er sich bald vor der richtigen Schmiede, und Johann Dettenborn wurde, nachdem er sich ausgemerzt, der Steckbrief eines gewissen Peter Schulz vorgelegt.

„Haben Sie Verdacht? Natürlich haben wir alles Interesse daran, den Mann zu fassen, aber ohne viel Lärm. Es ist natürlich nicht im Interesse des Kurorts. Sie verstehen! Man macht so etwas am besten ganz still ab, ohne die Gäste zu beunruhigen.“

Johann hatte die vorliegenden Bilder des gesuchten Hochstaplers eingehend betrachtet. Auffallend waren in dem Gesicht die vorstehenden Backenknochen, die stechenden Augen.

Johann empfahl sich dankend. Er sagte, er glaube, sich geirrt zu haben. Er sei überzeugt, die Polizeibeamten hätten gewiß schon allein den Betreffenden ausfindig gemacht, wenn er im Ort sich aufhielte.

Und dann galt es, die Stunden hinzubringen bis zur Rückkehr der Gesellschaft, und immer zusammen mit Elisabeth, die mehr denn je mit der Sicherheit der „klugen“ Frau über Welt und Leben sprach, die gern den Bruder fühlen ließ,

welche Rolle Frau Hesselbach, geborene Dettenborn, in dem Kurort spielte. Leider brachte Johann dafür ebensowenig Interesse auf wie für Elisabeths Philosophie. Ja, im stillen korrigierte sogar Johann sein Urteil über Elisabeth dahin, daß er sie nicht mehr zu den wirklich klugen Frauen rechnete. Wieder hatte er sich täuschen lassen. O Justine, wie recht hattest du!

Als die Geschwister nach einem kurzen Spaziergang durch den Kurpark ins Hotel kamen, meldete der Portier, daß soeben Fräulein Dettenborn heimgekommen sei.

Johann begleitete Elisabeth in den kleinen Salon, der zwischen den Schlafzimmern der beiden Schwestern lag.

„Gabi!“ Elisabeth wollte die Tür des schwesternlichen Zimmers öffnen, aber der Riegel war vorgeschoben.

„Gabi!“ Elisabeth klopfte an der Tür.

Ein zaghaftes „Ja“ antwortete.

„Ach, komm doch einmal gleich heraus, hörst du, Kind!“

„Ich wollte — ich wollte mich eben umziehen.“

„Das kannst du dann gleich, komm nur erst einmal heraus!“

„Ja — aber was ist — —?“ Gabi hatte den Riegel zurückgeschoben und stand auf des Zimmers Schwelle. Die Stimme versagte ihr, als sie sich Johann gegenüber sah. Eine heiße Blutwelle schlug ihr über das Gesicht, die ebenso rasch zurückebbte; und aus einem schneeweißen Gesicht sahen Johann erschreckt übernatürlich glänzende Augen an.

Johann trat rasch vor Gabriele; sie an den Schultern fassend, schaute er mit stummer Frage in das Gesicht seiner kleinen Schwester.

Da schluchzte das Kind auf, und die Arme um seinen Hals werfend, drückte sie ihren Kopf fest an seine Brust.

Frau Elisabeth stand diesem Gefühlsausbruch erst ratlos gegenüber, dann aber sagte sie im mütterlichen Ton:

„Gott, das Kind! Nun beruhige dich, Gabi! Bruder Johann ist doch gerade zur rechten Zeit gekommen, nicht wahr?“

Warum klammerte sich Gabi bei diesen Worten noch fester an Johann, warum weinte sie so fassungslos?

Johann, der nach Justinens Meinung und nach seiner eigenen die Frauen nicht kannte, strich seiner kleinen Schwester über das goldblonde Haar. Voll Mitleid sagte er:

„Nun bringen wir alles ins Geleise. Deshalb bin ich da.“

„Kühl dir das Gesicht und hör' mit dem Weinen auf!“

Elisabeth löste die Arme Gabis vom Hals des Bruders. „Natürlich hast du dich mit der Kennerei überanstrengt. Wie müd du aussiehst! Leg' dich noch eine halbe Stunde auf dein Bett!“

Leise schluchzend, folgte Gabi der Schwester Rat.

Ach ja, aufs Bett legen und schlafen, bis alles geregelt war, bis alles aufgeklärt! Bis dann Carlo ihr erklärter Bräutigam wurde.

Nachdem sich die Tür Gabrielens geschlossen, sagte Johann:

„So, und nun wollen wir einmal diesen vielseitigen Herrn uns näher betrachten.“

Johann Dettenborn ließ dem Herrn Hauptmann der ehemaligen k. u. k. Armee keine Zeit zur Vorbereitung für den Empfang. Hinter dem anmeldenden Kellner trat er in das Zimmer und sah sich einem Mann mit hervorstehenden Backenknochen und stechenden Augen gegenüber.

Nur einen Augenblick erwog der also Überraschte, wie er Johann Dettenborn begegnen sollte, dann trat er mit der ganzen Liebenswürdigkeit des Österreichers mit ausgestreckten Händen dem Besucher entgegen.

„Aber welche Ehre, Herr Dettenborn, herzlich willkommen!“

„Sparen Sie sich die Komödie, Herr Peter Schulz!“

Ein Zucken ging über des Mannes Gesicht. „Ich verstehe nicht!“

„Sie verstehen sehr gut. Sie haben eine Stunde Zeit; nützen Sie diese, ohne polizeiliche Hilfe über die Grenze zu kommen! Ihr Zug geht Punkt acht Uhr.“



Da fiel die liebenswürdige Maske. Die ausgestreckten Hände über die Brust kreuzend, lachte Peter Schulz höhnisch auf.

„Ach so! Sie lieben kurze Geschäfte! Aber so einfach dürfte sich dieses Geschäft für die Familie Dettenborn doch nicht abwickeln. Sie sind vierundzwanzig Stunden zu spät daran, Herr Dettenborn!“

„Eine Stunde haben Sie Zeit, verstanden?“

„Sehr wohl! Davon brauchen wir eine Viertelstunde zur Verständigung. Ich lege kein Gewicht darauf, Fräulein Gabriele zu heiraten — ich würde mich sogar weigern, eine Ehe einzugehen, wenn Sie eine solche nach den Vorkommnissen dieses Nachmittags wünschenswert halten sollten.“

Einen Moment zuckte die Hand Johannis, dann wandte er sich schweigend ab, um das Zimmer zu verlassen.

„Ich bitte, doch noch zu verweilen! Also, was zahlen Sie mir, wenn ich vom Schauplatz verschwinde, was zahlen Sie, wenn ich über das heiße Blut Gabrielens schweige?“

„Schuft!“ Johann wandte sich zurück.

Peter Schulz zuckte die Achseln.

„Ich werde den Nachtzug versäumen, wenn wir nicht rasch einig werden.“

„Sie werden Ihre Freiheit einbüßen, wenn Sie sich nicht aus dem Staube machen, Erpresser!“

„Wie Sie wollen, mein Herr. Wir können uns auch schriftlich über den Wert der Mädchenehre von Fräulein Dettenborn aussprechen. Nur kommt Geschriebenes zu leicht in falsche Hände. Man verwechselt bei großer Korrespondenz leicht einmal die Umschläge. Ich würde bedauern, wenn eine so angesehene Familie unter einem Skandal zu leiden haben würde.“

Johann verließ wortlos das Zimmer. Ein höhnisches Lachen klang ihm nach.

Elisabeth saß ruhig lesend im Salon. Als Johann eintrat, blickte sie nicht auf.

„Was macht Gabi?“ fragte Johann besorgt.

„Mein Gott, sie schläft!“

„Das ist sehr gut. Lassen wir sie vorläufig ruhig schlafen! Bestelle eure Rechnung, packe eure Koffer! Das Abendbrot werden wir auf deinem Zimmer hier einnehmen.“

Johann sah nach der Uhr.

„In drei Stunden geht unser Nachtzug, morgen früh sind wir dann zu Hause.“

Frau Elisabeth richtete sich stolz auf.

„Lieber Johann, du vergißt, wen du vor dir hast.“

„Ganz und gar nicht. Ich habe eine sehr ehrenwerte, aber auch eine sehr törichte Frau vor mir, die sich von einem Hochstapler betrügen ließ.“

„Ich verbitte mir diesen Ton!“ Elisabeth bekam rote Flecke der Erregung auf den Wangen.

„Ach, liebe Elisabeth, wir haben Wichtigeres zu besprechen als meinen Ton! Hat Gabriele noch etwas gesagt?“

„Was soll sie gesagt haben? Sie hat sich auf das Bett gelegt und ist sofort eingeschlafen.“

„Du sagtest, das Kind hätte mit den ‚anderen‘ einen Tagesausflug gemacht. Wer sind denn diese anderen?“

„Komische Frage, eine beleidigende Frage!“

„Elisabeth, siehst du dem immer noch nicht ein, daß du einem gemeinen Schuft wochenlang dein Vertrauen geschenkt?“

„Aber — aber —!“

„Ja! Dieser Peter Schulz packt soeben seine Sachen und zieht vor, allein die Grenze zu gewinnen. Ein richtiger Erpresser — wir können nicht wissen, welche Folgen sich für uns für dich ergeben. Er hat Bemerkungen gemacht.“ —

Das Zimmertelephon schlug an. Elisabeth nahm das Hörrohr.

„Ja? Frau Oberst?“

„Ja. Schon vor einer Stunde. — Wie? — Sehr gültig, gnädige Frau.“

Und dann saß die sonst so stolze, selbstsichere Frau Elisabeth Hesselbach, geborene Dettenborn, gebrochen auf ihrem Stuhl.

Gabriele hätte mit dem — mit dem Österreicher einen steilen Abkürzungsweg gemacht — man hätte sich dann verloren —.

In dieser Nacht wurden im Kurhotel etliche Zimmer frei. Auf der schwarzen Tafel wischte der Portier am nächsten Morgen die Namen Hesselbach-Dettenborn aus und den des österreichischen Hauptmanns.

Die zurückgebliebene Gesellschaft flüsterte und lächelte. Das Märchen von wichtigen Familienangelegenheiten, die die Damen Hesselbach-Dettenborn so plötzlich beimgerufen, deutete jeder auf seine Art. Es war nicht weiter erstaunlich, daß die Deutungen der Wahrheit ziemlich nahe kamen, und daß sie ein ergiebiges Gesprächsthema boten.

Was nun? Was half das Mitleid Justinens mit dem armen, irgeleiteten Kind, was halfen die freundlichen Worte Johannis? Was half es, daß die alte Böttner jeden Abend am Bett Gabis saß und ihre Hand hielt, bis sie sich in den Schlaf geschluchzt? Keiner konnte ihr helfen aus der Not, die über sie gekommen, aus den Wirrnissen noch lodrender Liebe, brennender Eham und allmählich aufsteigenden Efels.

Johann hatte den Kopf voller Pläne und Berechnungen. Elisabeth kam nur selten. Seit ihrer Niederlage scheute sie sich vor Johann. Gabi gegenüber fühlte sie sich tief schuldig, aber sie war auferstande, die junge Seele wieder aufzurichten. Dazu kam, daß durch Alfreds Herumzigeunern der Name Dettenborn mehr als erfreulich in aller Leute Mund war.

Frau Anselma schrieb immer noch nicht von Wiederkommen. Gabis Liebesirrungen hatte man ihr verschwiegen.

Da Justine sich selbst auferstande sah, dem Kind zu helfen, bat sie eines Tages Johann, er möge Martina bitten, sich doch Gabrielens anzunehmen.

„Martina hat so etwas Weiches, Mütterliches. Johann, wir können doch das Kind nicht zwischen uns Verstandesmenschen verkümmern lassen. Und denke, wenn Mutter zurückkommt und Gabi so findet!“

„Was soll Martina mit ihr?“

Justine zog die Brauen hoch und sagte, sich selbst ver-spottend:

„Ach, Johann, wenn ich das wüßte, brauchte ich Martina ja nicht zur Ausführung. Mir ist, als ob Gabi irgendwie einer Tätigkeit zugeführt werden müßte. Aber wir können doch das junge Ding nicht in unser Kontor setzen. Diesen Vorschlag wag' ich nicht. Heute würde sie zu allem ja sagen, würde wie ein braves Schulkind lernen, gewiß. Aber das wag' ich wirklich nicht. Es ist nicht sicher, daß nicht dann erst recht, wenn die erste Zeit überwunden, der Lebensdurst sie von neuem befele. Wer sollte sie dann an die richtige Quelle führen? Mutter? Sie macht mir viel Sorgen schon jetzt, da sie ihr verändertes Haus meidet. Oder meinst du noch einmal, Elisabeth? Ich glaube, sie würde sich nicht mehr dazu drängen, Gabriele zu bewachen oder zu leiten. Außerdem wird sie ja wohl künftig alles Interesse auf das Haus Hesselbach einstellen. Gewiß beginnt man als Erzieher am besten am eigenen Säugling und wächst mit den wachsenden Aufgaben.“

„Und du, Justine?“

Johann hatte wie immer aufmerksam der Schwester zugehört.

„Ich?“ Justine schüttelte den Kopf. „Ich fühle mich völlig ungeeignet!“

„Und gerade du erscheinst mir schon durch dein Beispiel —.“

Justine wehrte ab. An Johann vorbei schaute sie in die Dämmerung, die dem Raum Begrenzung und Geschlossenheit nahm. Und es war, als ob sie in diese alle Formen auflösende Dämmerung sprach, nicht zu Johann:



„Es ist Irrtum oder Selbstbetrug, wenn man glaubt, durch Arbeit alles in sich abtöten zu können, was verwundbar und zart ist, was Schmerzen und Qualen schaffen kann. Vor wenig Monaten lebte ich noch in dem Irrwahn. Aber heute weiß ich, das ist alles nur Betäubung. Jrgendwann wacht man daraus auf, und dann ist man unbewehrt und empfindlich wie vorher. Ach nein, ich kann die kleine Gabi nicht führen.“

Johann konnte den Blick von Justine nicht lösen. Was mochte das sein, das diesen sonst so sicheren Menschen so unsicher machte? Er kannte wirklich die Frauen nicht. Oder? Wie sie so vor ihm stand, mit dem verlorenen Blick, mit dem weichen, alle Härten auflösenden, traurigen Lächeln, den sonst so stolz getragenen Kopf leicht gebeugt, da wollte ihm scheinen, daß es nicht mehr der gute Kamerad, der selbstbeherrschte, klare Mitarbeiter war, da sah er nur ein junges Weib voller Sehnsüchte, aber ohne Hoffnung, vor sich. Es zog ihn zu ihr, es drängte ihn, ihr weich über den Arm zu streichen. Aber als er es tat, zuckte sie zurück. Und nun war es doch wieder die herbe, kühle Justine, die den Kopf zurückwarf. Er wurde über seine weichen Gefühle verlegen, rasch kam er auf die Veranlassung zu diesem seltsamen Erlebnis in der dämmerigen Stube zurück.

„Also, du meinst, Martina könnte uns raten und helfen? Ja, dann will ich einmal bei ihr vorschauen.“

„Ja, tue das“, sagte Justine mit spröder Stimme.

„Es wird vielleicht etwas später werden. Wartet nicht auf mich mit dem Abendbrot!“

Während Johann das Haus verließ, ging Justine auf ihr Zimmer. Den Schlüssel drehte sie herum im Schloß. An die Tür gelehnt, wurde sie eine Beute leidenschaftlichen Schluchzens.

Es war nicht mehr zu ertragen, täglich, stündlich neben ihm her zu leben. Immer nur als guter Kamerad. Warum nur war sie ein Weib? Warum nur? Warum war nicht diese Liebe zu töten, die sie überfallen, diese Sehnsucht! Diese unsinnige Sehnsucht nach Zärtlichkeit. Aber nein, das wäre noch unerträglicher gewesen! Sie fühlte wieder das sanfte Streicheln seiner Hand über ihren Arm. Wie konnte sie sich retten aus dieser neuen Not, die soviel größer war als der Schmerz um den gefallenen Verlobten?

Flucht, nichts als Flucht! Sie sah vor sich Jan van der Steppen — er wartete auf sie.

Endlich bezwang sie den elementaren Ausbruch der bisher eisern niedergehaltenen Gefühle.

Erschöpft saß sie, den Kopf aufgestützt, mit brennenden Augen. Sie suchte Lösung und Befreiung. Zum ersten Male glaubte sie, von draußen empfangen zu können, wozu sie selbst sich für unvermögend hielt.

Aber als sie sich zu dem Entschluß durchgerungen hatte, die Heimat zu verlassen, als sie sich am Ende des Kampfes glaubte, da erschien ihr unmöglich, fahnenflüchtig zu werden, alles hinter sich zu lassen, wofür sie gearbeitet und gekämpft, Schulter an Schulter mit ihm, den sie nun fliehen wollte.

Johann saß bei Martina und trug ihr die Bitte vor. Sie hörte still zu. Sie wußte nicht, wie sie den Wunsch Johanns erfüllen könne, aber sie wußte, daß sie ein Mittel finden müsse. Was hätte Johann Dettenborn von ihr fordern können, das sie ihm nicht gewährt?

Dann saß Johann am Abendbrotstisch der Familie. Frau Radmann hatte allmählich ihre Scheu abgelegt. Sie schämte sich nicht mehr vor ihm ihrer verarbeiteten Hände, des einfach bestellten Tisches.

„Ach ja, Herr Dettenborn, Sie sind ein großdenkender Mensch, sie stoßen sich nicht an den kleinen Verhältnissen, in die wir geraten. Es ist wirklich und wahrhaftig nicht, daß ich arbeiten muß, Köchin und Zimmermädchen in einem. Arbeit ist ein Segen!“

Johann aber sann nach, wie er eben diese Lage bessern könnte. Martina war kein Handelsgenie. Ihre Talente lagen auf anderen Gebieten. Und während sich Martina den Kopf zergrübelte, auf welche Art sie Gabriele zu sich ziehen könne, auf daß sie das verschonte Kind aufrichten könnte — denn das traute sie sich wohl zu —, hatte Johann schon einen Plan.

Der Verkauf der Schreibmaschinen allein wäre an und für sich eine unsichere Sache, aber wenn Martina sich ent-

schließen könnte, ein Büro zu eröffnen für Schreibmaschinenarbeiten; es müßte nicht schwer sein, Aufträge zu bekommen.

Er wollte dann Gabriele vorschlagen, bei Martina Maschinen schreiben zu lernen und Stenographie. Sobald sie so weit sei, könnten Arbeiten übernommen werden, die natürlich mehr Abwechslung böten als Kontorarbeiten. Ging die Sache, könnten noch andere Schreiberinnen angestellt werden.

Wie sich Martina zu diesem Vorschlag stelle?

Aber nicht nur Martina leuchtete der Vorschlag Johanns sehr ein, und nicht nur, weil er von Johann kam, sondern auch Herr Radmann brachte diesem Projekt ein lebhaftes Interesse entgegen. Er würde sich vielleicht dabei betätigen wenn die Sache einschläge. — (Fortsetzung folgt.)



Die heilige Barbara.  
Eisenguß der Lauchhammerwerke.  
(Vgl. nebenstehenden Aufsatz „Neuer Eisenguß“.)



# Neuer Eisenkunstguß.

Von Dr. Günther Grundmann.



Dem Gebiet des Eisenkunstgusses, das in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine vom Standpunkte des Plastikers beachtenswerte Höhe erreicht hatte, ist in den letzten Jahren erneute Beachtung geschenkt worden. Daß hierbei nicht nur eine Reihe industrieller Werke vom kaufmännischen und künstlerischen Standpunkte aus beteiligt ist, sondern auch die Wissenschaft mit ordnender und sammelnder Tätigkeit, beweist die geradezu vorbildliche Unterbringung der großen Sammlung „Eisenkunstguß“ durch Professor Hünke in den neu eingerichteten und vor wenigen Wochen eröffneten Räumen des Schloßmuseums in Breslau.

Das spröde Eisen als Gußmaterial für rein künstlerisch-



Gießere.

plastische Zwecke zu verwenden, wurde vielleicht durch die Sperremaßnahmen der Kriegszeit für die Metalle des Bronzegusses begünstigt. Das Wort „Gold gab ich für Eisen“, wie es 1813 aus ethischen Motiven heraus geprägt wurde, erhielt

1916 eine abermalige Zeitgültigkeit. An Stelle der bronzenen Glocken eiserne zu gießen, hing mit den finanziellen Nöten der Nachkriegszeit zusammen, und die ernste Bedürftigkeit eines Zeitabschnittes wie des der letzten zehn Jahre rechtfertigt in dieser zwangsmäßigen Materialverwendung seine eigene innere Geseglichkeit, die von vornherein den Gedanken ausschaltet, Eisen gegenüber Bronze als Kriegserfaß anzusprechen.

Die Bevorzugung des Eisenkunstgusses muß jedoch schon deshalb tiefere Gründe haben, weil seine Bedeutung auch nach der Ausschaltung der harten Kriegs- und Nachkriegsnotwendigkeiten zunimmt.

Diese Gründe beruhen auf der den Künstler anziehenden Materialbesonderheit des Eisen-gusses, der ganz andere Forderungen an das Gußmodell stellt als der Bronzeguß. Zudem entspricht die Wesensart des Eisens einer Einstellung des Gegenwartskünstlers, die seiner Beziehung zur Welt des Technischen besonders nahekommt, einer Welt, die ihn nicht nur gedanklich, sondern auch stofflich stark beeinflussen muß.



Pflanzende.



Ein derartig innerlich vom Material begründetes Werk ist „Die heilige Barbara“, ein Erzeugnis des Werkes Lauchhammer, welches vor einiger Zeit im Treppenhause des Verwaltungsgebäudes des Verabauvereins in Senftenberg Aufstellung fand und dessen Schöpfer der junge Münchner Bildhauer Heinrich Moshage ist.

Das Wesen des Kunstwerkes beruht auf der Einfühlung in die Beziehungen und die Zusammenarbeit zweier Wirtschaftsfaktoren, die zueinander in der zwangsmäßigen Bindung von Kohle und Eisen ihren Ausdruck findet. Diese wirtschaftliche Bindung sinnfällig zu machen, war bei diesem Auftrage die Aufgabe des Künstlers. Er griff zur symbolhaften Idealgestalt der heiligen Barbara, die in einer Höhe von 1½ Meter ausgeführt wurde. Unterbewußtes Traditionsgefühl für die anschauliche Gestaltungskraft des Mittelalters schafft so jene Übertragung vom Wirtschaftlichen zum Religiösen, das frühere Zeiten die Symbole des Bergbaues und des Jünningswesens finden und reizvoll gestalten ließ. Nicht mehr der Werkstoff, nicht das eiserne Geseß der Produktion wird so zum alleinherrschenden Thema, sondern der dem Werke dienende Mensch, der, wie die Wortfassung des Themas besagt, den Segen durch



Schmiede.

Arbeit erfährt. So wird die heilige Barbara, die sonst das verderbenbringende Kanonenrohr als Attribut trägt, zur lebenspendenden Schutzgöttin, die mit der schlichten Haltung ihrer knapp ausgebreiteten Arme den Werktags- und Sonntagsmenschen segnet.

Sechs durchbrochene Reliefs sind, zu je drei untereinander, beiderseitig von der Figur angebracht, um auf der einen Seite dem Werktag gerecht zu werden, in den Doppelgruppen der Gießler, der Schmiede und der Heimkehrer, um auf der anderen Seite den Sonntag zu schildern durch die Gruppe der Tänzer, durch die Gruppe der Pflanzenden und durch die den Segen in ihren Kindern erntende Mutter. So sind in Gedanken alle guten Geister der Arbeit und der Erholung gestaltet, indem sie selbst dem letzten Menschen, der im Getriebe der Wirtschaft nur ein winziges Rad ist, sein Recht auf eigene Ernte und eigenes Glück geben.

Die Zartheit, mit der hier die harte Welt der Realitäten mit einer erhofften Idealität verbunden ist, entspricht der Zartheit des Künstlers selbst. Heinrich Moshage ist das Urbild des deutschen Romantikers. Daher seine Fähigkeit, den menschlichen Körper zu vergeistigen. Daher auch seine Vorliebe für jene Epochen der Kunst, die der Frauen-



Tanzende.





Heimkehr.

gestalt die letzte keuscheste Anmut zu geben vermochten: für das deutsche 15. Jahrhundert und das florentinische Quattrocento.

Die vollplastische Gestalt ist durchaus auf Linie komponiert. Pflanzenhaft steigt die Bewegung von dem puttegehalteneren zierlichen Sockel mit dem Bergwerkszeichen von Eisen und Schlegel bis zur Hüfte empor, um von da zu dem leicht nach vorn geneigten Haupt zusammenzufließen. Diese zart an- und abschwellende Bewegung betont der Martel, kontrapunktisch stehen dazu die horizontalen Hände und das horizontale Schriftband im Gegensatz. Ist in der Figur strengste formale Geschlossenheit erstrebt, so bieten die durchbrochenen sehr viel kleineren Reliefs (32 × 32 cm) in ihrer silhouettenhaften Einstellung eine Fülle von Bewegungsmotiven. Das schlanke Rankenwerk des Hintergrundes schafft den gustotechnischen Spannungsausgleich zwischen den Figurenmaßen und dem Rechteckrahmen. Die Figuren selbst sind von ernster Arbeit oder von verhaltenem Vergnügen bewegt — eine Lebendigkeit, die jedoch völlig stilisiert bleibt. Der Grad dieser Stilisierung im Sinne des Dekorativen teilt sich in höchst anmutiger Weise der Alltags- und Festtagsgewandung mit. Das Gegenwärtige ist nur noch zu erraten und hat einer Bekleidung weichen müssen, die dem

technische Leistung entstanden ist, sondern auch eine künstlerisch hochwertige Schöpfung, die den Beweis für die innere Harmonie zwischen Künstler und Gußwerkstatt erbringt. Das Werk Lauchhammer kann stolz sein auf diese Arbeit, die sich würdig seiner Tradition anreihet.



Die Mutter.

eigensten künstlerischen Stilempfinden Heinrich Moshages entspricht und vor allem darauf abgestellt ist, dem Körper volle Sichtbarkeit zu lassen und nur in einigen Kopfbedeckungen frei erfundene Phantasiegebilde zu schaffen.

Es ist eine heitere Welt des Idealen, in die der Betrachter versetzt wird. Selbst die Motive der Arbeit vermeiden jede soziale Tragik, an die man im allgemeinen bei der Darstellung solcher Themen gewöhnt ist. Wenn diese Auffassung in der berechtigten Absicht der Auftraggeberin lag, in das Grau des Alltags einen ernsten und doch festträglich erwarteten Ton erklingen zu lassen und so den Adel der Arbeit an einer ihr gewidmeten Stätte zu verkünden — sie hätte in der Tat keinen feinsinnigeren Gestalter finden können als Heinrich Moshage.

Zur künstlerischen Lösung des Gedankens gehört die technische Vollkommenheit des Gusses. Hierfür bürgt die bewährte Bildgußabteilung des Werkes Lauchhammer. Das ist der Grund, weshalb hier nicht nur eine materialgerechte



# Die Kunst des Richtens<sup>o</sup>.

Eine Plauderei von Oberlandesgerichtsrat Dr. jur. et phil. Bovensiepen, Kiel.

Über die Tätigkeit des Spruchrichters und die Grundlagen seiner Urteilsbildung sind trotz aller lebhaften, ja heißen Bemühungen, die Kluft zwischen Volk und Recht zu schließen, auch heute noch in den weitesten Schichten unseres Volkes, auch in den Kreisen unserer nicht gerade selber juristisch vorgebildeten Akademiker die seltsamsten Vorstellungen verbreitet. Kennzeichnend für diese eigenartige Verkennung des Wesens der richtenden Tätigkeit ist die Frage, die kürzlich ein den durchaus gebildeten Schichten angehöriger Bekannter an mich richtete: „Sagen Sie, Herr Oberlandesgerichtsrat, eignet sich mein 17jähriger Sohn Ernst nicht ausgezeichnet zum Juristen und speziell zum Richter? Sie glauben gar nicht, was er für ein ganz vorzügliches Gedächtnis hat, in Geschichte hat er immer ‚Sehr gut‘, er kann vorwärts und rückwärts sämtliche deutschen Kaiser und brandenburgischen Kurfürsten mit ihrer Regierungszeit Ihnen aus dem Kopfe auffagen.“ In dieser, den Kenner einfach naiv berührende Frage liegt die weit verbreitete Auffassung, daß gründliche Gesetzeskenntnis und zäher Fleiß ausreiche, um einen tüchtigen Juristen, insonderheit einen guten Richter zu schaffen. Der gute Vater war sichtlich überrascht und enttäuscht, als ich ihm zur Antwort gab, daß gewiß auch diese Eigenschaften für die Einschlagung der richterlichen Laufbahn und die Kunst des Richtens unerlässlich seien, aber daß sie doch in der Stufenfolge der zahlreichen hierzu erforderlichen Voraussetzungen eine verhältnismäßig nur untergeordnete Stellung einnehmen. Denn der Richter, wenigstens der gute, seinen ungeheuer verantwortungsvollen Posten voll ausfüllende Richter, ist kein „Paraphenshuster“, er ist keine „Rechenmaschine“, in die das rechtsuchende Publikum den Sachverhalt, also die dem betreffenden Rechtsstreite zugrunde liegenden Tatsachen, hineinwirft und dann nach einer mehr oder weniger langen und unangenehmen Prozedur, mündlicher Verhandlung und Zeugenvernehmung, den Spruch, das Urteil, mit einem Griff herauszöge! Gewiß, fleißiges Studium, gründlichste Gesetzeskenntnis sind das unentbehrliche Handwerkzeug des Richters. Aber die unendlich zahlreichen Gesetze, mit denen die schier rastlos klappernden Mühlen unserer Parlamente das deutsche Volk beglücken, sind trotz der Duzende, Hunderte, ja insgesamt vielen Tausende ihrer Paragraphen alles andere als lückenlos. Gar manche Frage läßt das Gesetz unbeantwortet, denn es ist dem Gesetzgeber einfach unmöglich, alle kommenden Streitfälle im Voraus zu übersehen. Das Leben in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit schreitet weiter fort, neue wirtschaftliche Tatbestände und damit neue Rechtsfragen treten

\* Mit Genehmigung des Volksverbandes der Bücherfreunde entnehmen wir diesen ausgezeichneten Aufsatz den Vierteljahrsblätter des B. d. V.

auf, und andere Aufgaben legt die geänderte soziale Lage dem Richter zur Entscheidung vor. In weiser Selbstbescheidung unterläßt deshalb der Gesetzgeber, eine ins einzelne gehende Regelung zu geben. Er schweigt absichtlich, um der Rechtsprechung nicht vorzugreifen, oder er weist den Richter ausdrücklich an, diese Lücke nach seinem freien, d. h. pflichtgemäßen, nicht etwa willkürlichen Ermessen auszufüllen. So verweist unser Bürgerliches Gesetzbuch vom 18. August 1896 in zahlreichen Fällen den Richter auf „Treu und Glauben“ unter gleichzeitiger Berücksichtigung der „Verkehrsitten“, d. h., er soll so urteilen, wie treue und gewissenhafte Menschen unter Billigung des im Verkehr Angemessenen in dem ihm zur Entscheidung vorliegenden Falle handeln würden, oder es macht die Entscheidung von dem „billigen Ermessen“ oder der „Billigkeit“ abhängig oder endlich, es überläßt dem Richter die Beantwortung der Frage, was unter gewissen Verhältnissen „süßlich“, was „untunlich“, was „angemessen“ sei, z. B. bei der Herabsetzung der Vertragsstrafe, oder was ein „wichtiger Grund“ sei, z. B. für die vorzeitige Kündigung eines Dienstverhältnisses oder einer Gesellschaft.

In allen diesen Fällen, die sich noch leicht vermehren ließen, stellt also das Gesetz nicht selber die Antwort bereit, der Richter selber vielmehr hat die Entscheidung zu finden, er selber hat die Richtschnur sich zu bilden, wie er urteilen will. Die sich feindlich gegenüberstehenden Interessen beider Streitparteien hat er dabei auf das sorgfältigste gegeneinander abzuwägen, die in Betracht kommenden Werte, Vorteile und Nachteile hat er möglichst auszubalancieren. Er hat

nach der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit zu fragen, das Bedürfnis des Verkehrs zu berücksichtigen, in Übereinstimmung mit unseren gesamten sittlichen Anschauungen zu bleiben und stets bei seiner Rechtsfindung das höchste Ziel des Rechts, die Fortentwicklung unserer Kultur und die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes, im Auge zu behalten. Insofern ist die Tätigkeit des Richters, sein Richter, durchaus rechtschöpferisch, einem Künstler gleich hat er aus dem Marmorblock des Rechts das Kunstwerk des Spruches heraus. Aber es ist und bleibt ebenso selbstverständlich, daß er an die Vorschriften, die das Gesetz selber für den Einzelfall getroffen hat, gebunden ist. Grenzenlose Rechtsunsicherheit, ja unberechenbares Chaos wäre die Folge, wenn sich der Richter souverän über ein Gesetz, das er selber nach seinem subjektiven Belieben für veraltet oder „antisozial“ hält, einfach hinwegsetzen dürfte. Diener und nicht Verbesserer des Gesetzes ist der Richter. Zur Schaffung neuer Gesetze ist nicht er, sondern die Volksvertretung berufen. Gar manches Urteil, das heftigen Tadel von der öffentlichen Meinung gefunden hat, kann daher nicht dem Richter, der



Nach der Bereinigung des altösterreichischen Wirtschaftsgebietes ist Österreich auf den Austausch agrarischer Produkte gegen Industrieerzeugnisse angewiesen, und auch für die Industrie müssen gewisse Rohstoffe, die im Lande veredelt werden, hereingeholt werden. An der Spitze der Einfuhrländer (Textilien und Zucker) steht die Tschechoslowakei mit einem Anteil von fast 20% im Jahre 1925, für die Ausfuhr steht sie an zweiter Stelle mit 11% (Seide und Metallwaren) hinter dem Deutschen Reich, das 15% der Ausfuhr ausnahm (Vieh und Baumwollwaren). In der Einfuhr folgt Deutschland erst an zweiter Stelle hinter der Tschechoslowakei mit fast 16% (Wolle, Farbstoffe, Edelmetalle). Die nächsten Plätze der Einfuhr haben Ungarn mit 11%, Polen mit 9% (Kohlen), und die Vereinigten Staaten mit fast 8%. Die nächstwichtigsten Ausfuhrländer sind Italien mit 10 1/2% und Südslawien mit 9%.



es gefällt hat, zur Last gelegt werden, der Vorwurf muß an den Befehlsgeber gerichtet werden.

Zur Gewinnung dieser Grundlagen seiner Rechtsfindung: Verkehrsitten und wirtschaftliche Bedürfnisse, herrschende ethische Anschauungen, Stand und Strömungen des gegenwärtigen Kulturlebens, bedarf der Richter eines Schatzes reichster Lebenserfahrung und Menschenkenntnis. Sie sind nicht Gegenstand akademischer Verlesungen, von Fortbildungskursen und von gelehrten Prüfungen. Sie sind Sache des praktischen Lebens. Sie sich in ihm anzueignen, ist eine glückliche angeborene Gabe; mancher erwirbt sie auch in ihm nie, weil ihm eben diese natürliche Veranlagung fehlt! Man muß insofern „geborener Richter“ sein. Die Hauptsache für den guten Richter, der eine praktische Kunst und keine reine Wissenschaft ausübt, ist die natürliche Urteilskraft. Ein Richter, der nur das geschriebene Gesetz kennt und weiter nichts, steht der ungeheuren Mannigfaltigkeit der auf ihn zur Entscheidung einströmenden Fälle hilflos und lebensfremd gegenüber, er verdient die Kennzeichnung des Amtmanns im „Wilhelm Meister“: „ein guter, braver Mann, der vor lauter Recht nicht zur Gerechtigkeit kommt“. Von solchen Richtern gilt heute noch und heute erst recht Martin Luthers Satz: „Ein Jurist, der nichts weiter ist als ein Jurist, ist ein gar armselig Ding.“

Eine platte Selbstverständlichkeit bedeutet es, daß der Richter, um zu einem gerechten Urteil zu gelangen, sich der allerpeinlichsten Objektivität zu befleißigen hat, jede Kundgebung oder auch nur leise Andeutung seines Mißfallens über das Vorbringen der einen oder der anderen Partei hat er auf das ängstlichste zu vermeiden, jede Partei hat bis zur Fällung des Urteils grundsätzlich die gleiche Glaubwürdigkeit zu beanspruchen. Hat sich dagegen im Lauf des Rechtsstreites die Unglaubwürdigkeit der einen Partei herausgestellt, so ist es nicht nur Recht, sondern auch Pflicht des Richters, dies auch offen zum Ausdruck zu bringen und etwa die wahrheitsliebende gegnerische Partei zur Erhärtung ihrer Angaben zum richterlichen Eide zuzulassen. Ebenso sollte es keiner weiteren Darlegung bedürfen, daß das hohe und wahrhaft priesterliche Amt des Richters von allen politischen Faktoren im Staate sich unter allen Umständen freihalten muß, niemals darf unsere Rechtsprechung in den Strudel der politischen Leidenschaft und der Tageskämpfe herabgezogen werden. Jegliches, auch nur leises Mitschwingen irgendwelcher politischen Erwägungen und Gefühle muß der Richter bei seiner Rechtsfindung, soweit dies menschlicher Unvollkommenheit überhaupt möglich, gänzlich ausschalten. Gerade die heutige politisch wildbewegte Zeit stellt an ihn in dieser Hinsicht in Strafprozessen ungemein hohe Ansprüche. Die öffentliche Meinung hat für die großen Schwierigkeiten einer völligen Überwindung jedweder gefühlsmäßigen Einstellung und ererbter und anerzogener Vorstellungen beim Richter wohl nicht immer das richtige Verständnis gezeigt.

Begründete, ja nur allzu selbstverständliche Forderung für den Richter in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten wie auch in

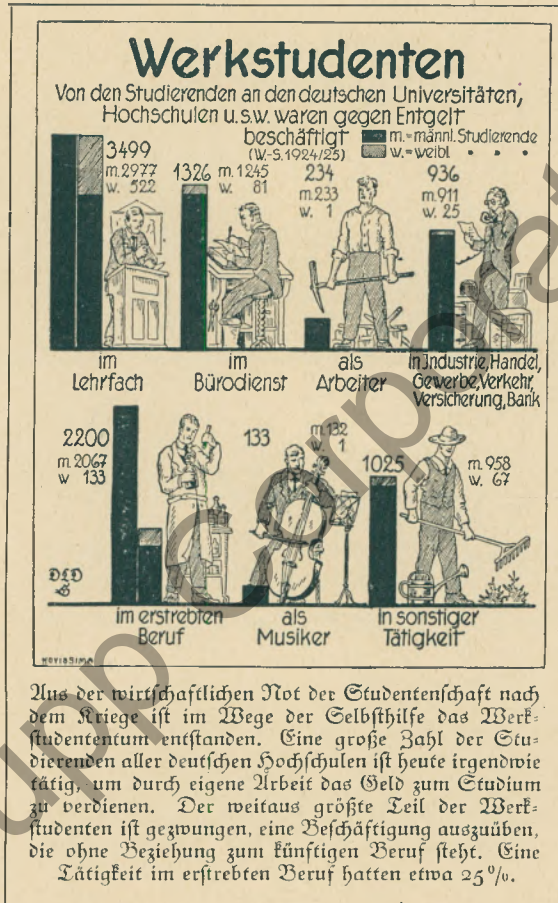
Strafprozessen ist weiter humane Rechtsprechung. Sowohl in der Behandlung der Parteien in jedem Prozeß — auch im Strafverfahren und gerade in ihm besonders — wie auch im Urteil muß wahre Menschlichkeit hervorleuchten als edles Feuer. Die Vorschrift der Goester Gerichtsordnung des 13. Jahrhunderts für den Richter, „er soll auf seinem Richterstuhl sitzen als ein griesgrimmender Löwe, den rechten Fuß über den linken geschlagen, und wann er aus der Sache nicht recht könne urteilen, soll er dieselbe 123 mal überlegen“, gilt ganz gewiß für uns Heutige nicht in ihrem ersten Teil und kaum — wegen der sonst unerträglichen Langsamkeit der Rechtsprechung — für ihren zweiten! Aber diese wahre Menschlichkeit des Richters darf auch nicht in Schwäche ausarten. Denn der Richter, der einen richtigen, gemeinen Verbrecher mit leichter Strafe bestraft, handelt „inhuman“ gegen den durch den Täter Verletzten und letztlich gegen die

bürgerliche Gesellschaft selber. Nicht zu Unrecht wird von beachtenswerter Seite, ja von hervorragenden Juristen selber, in der letzten Zeit der Vorwurf unangebrachter Schwäche mancher strafgerichtlichen Urteile erhoben. Stets mögen unsere Strafgerichte bedenken: „Der Richter, der nicht strafen kann, gefüllt sich endlich selber zum Verbrecher.“

Enger gebunden an das Gesetz als der Richter in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten ist der Strafrichter. Nur dann kann er eine Strafe verhängen, wenn das Gesetz die Tat bei ihrer Begehung mit Strafe bedroht. Aber auch er hat bei der Strafzumessung eine große Machtvollkommenheit; so kann er z. B. beim Diebstahl Gefängnisstrafe von einem Tage bis zu 5 Jahren verhängen, d. h., er hat die Auswahl zwischen 1825 Strafgrößen (5 × 365). Bei dieser Strafzumessung hat er mit der größten Vorsicht, Umsicht und Pflichttreue vorzugehen. Er wird erwägen müssen, ob die Tat auf einer verwerflichen Gesinnung des Täters beruht, und insbesondere zu berücksichtigen haben die Beweggründe und den Anreiz zur Tat, den Zweck des Täters und seine angewandten Mittel, das Maß seiner Einsicht und den Ein-

fluß krankhafter oder ähnlicher Störungen auf seinen Willen, sein Vorleben, seine persönlichen Verhältnisse und seine wirtschaftliche Lage zur Zeit der Tat, endlich auch sein Verhalten nach der Tat, insbesondere ob er sich bemüht hat, den von ihm angerichteten Schaden wieder gutzumachen. Selbstverständlich, daß wirtschaftliche Notlage, schlechte häusliche Erziehung, unverschuldete Trunkenheit bei Begehung der Tat, ernstliche Reue nach ihr in hohem Grade strafmildernd, Boshheit dagegen, normale wirtschaftliche Verhältnisse und tückischer Trost nach der Tat ebenso straffschärfend auf das Urteil einwirken werden.

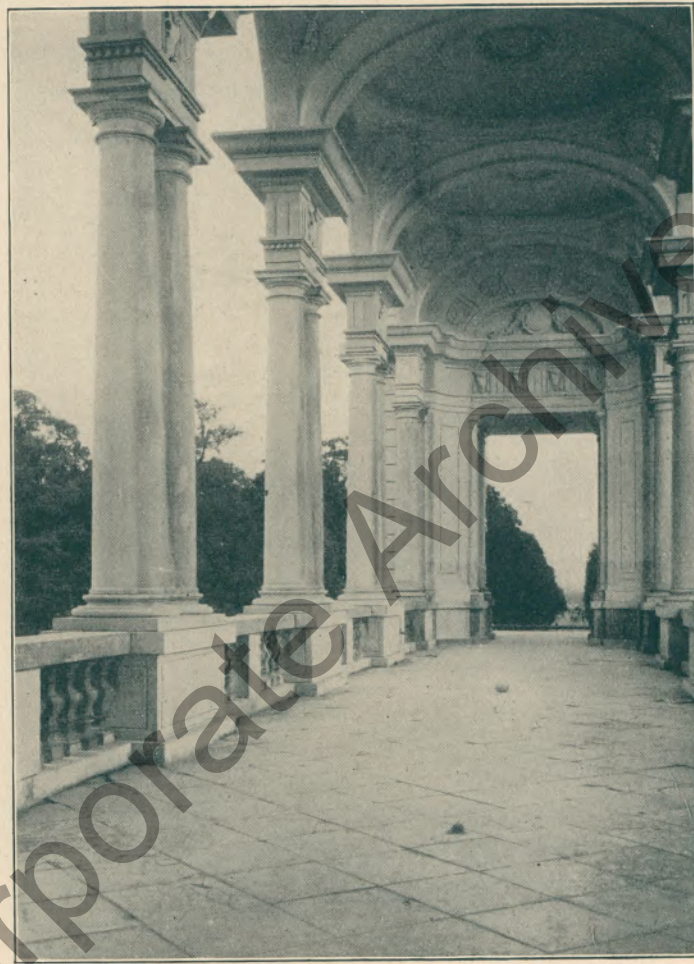
Wir sind am Ende. Wir sahen: nicht gutes Gedächtnis, nicht formale Beherrschung des ungeheuren Gesetzesstoffes machen den guten Richter aus und gewährleisten gute Urteile; Menschenkenntnis, reichste Lebenserfahrungen, gute, natürliche Urteilskraft und eine vollharmonische hochstehende Persönlichkeit sind die unerläßlichen Voraussetzungen; über allem aber als Krönung: leidenschaftliche Liebe zur Gerechtigkeit und Menschenliebe.







Die Oper.



Schönbrunn.

## W i e n .

Von Fritz Mielert. Mit drei Aufnahmen des Verfassers.

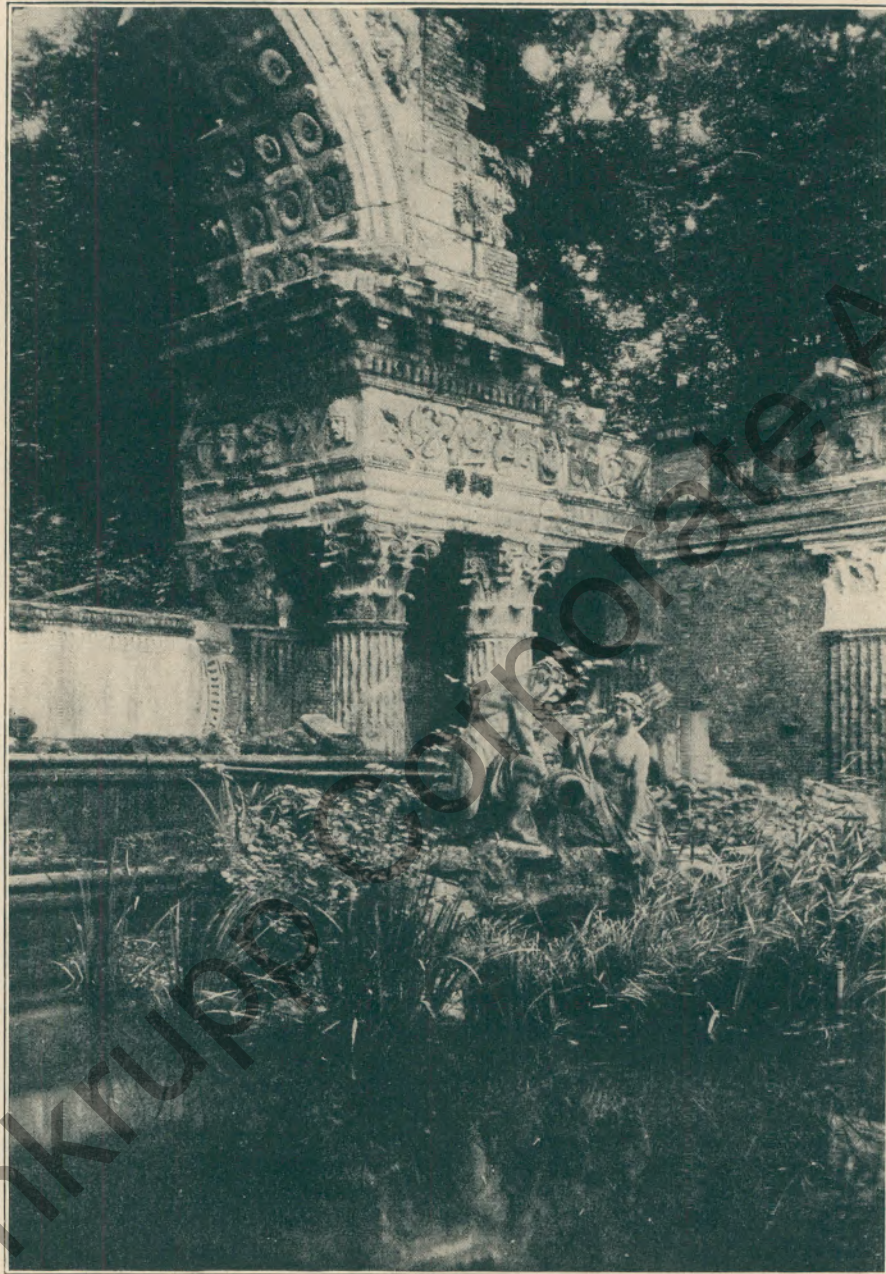
Wien ist die lebenswürdigste und persönlichste unter den Hauptstädten des europäischen Kontinents. Man kann alle großen Städte im Geiste an sich vorbeiziehen lassen und wird keine entdecken, die mit Wien in Wettbewerb treten könnte. Das, was den Wiener so einzigartig macht, die Ritterlichkeit und Weichheit seines Charakters. Das leise Sichgehenlassen, die Wärme, ja das Feuer in seiner Art zu reden, Anteil zu nehmen an den Geschicken des Nächsten, findet in dem Gepräge der Stadt seinen gleichartigen Ausdruck. Die zahlreichen Palastbauten Wiens, die im 17. und 18. Jahrhundert entstanden und im 19. durch wesensähnliche ergänzt wurden, geben der Stadt ein Gesicht, das sie vor allen anderen Städten auszeichnet. Auf raumreichen Plätzen steht ein Teil dieser Bauten, vornehm lässig, gediegen im Material wie im Stil, der weder mit Formen noch Massen geizt. Nicht aufeinandergehäuft auf einen Platz sind diese Wiener Prachtbauten. Jedes steht für sich allein auf einem angemessen großen Platz mit viel Garten- und Parkgrün und verliert doch nicht den Zusammenhang mit den übrigen. So bewundernswert aber die Fülle und Pracht der Paläste sind, die uns im alten Wien auf Schritt und Tritt begegnen, so packend ist auch das Ineinanderpressen der Adels Häuser zwischen die einfachen Häuser des Volkes. Es ist wie ein Zusammenleben Hand in Hand. Nicht wie anderwärts, etwa

in Berlin, sind die Paläste der Wohlhabenden peinlichst von den einfachen Häusern der Handwerker und Krämer getrennt. Weiterhin trifft man allenthalben volkstümliche Kirchen, in denen der Adel ohne ängstliche Absonderung ebenso heimisch ist wie das einfache Volk, und zwischen den Scharen der Bürgerquartiere taucht bald hier, bald da plötzlich ein mächtig sich dehnender Park mit einem Schlosse darin, etwa dem Belvedere oder Schwarzenberg-Palais usw., auf, weiter draußen Schloß Schönbrunn und Hefendorf, umgeben von idyllischen kleinstädtischen Straßen und einstöckigen Häuschen, gemütlich, dörflich, weinselig, Häuschen, in denen ein Franz Schubert geboren, ein Beethoven gewohnt hat, in denen Lanner, Lehár, Strauß zu Hause waren und die Herzen der Wiener durch ihre Musik erfreuten. Und das gerade macht ja den Reiz dieser Stadt aus: keine andere ist so reich an volkstümlichen und bedeutenden Komponisten wie dieses Wien. An Dichtern hat Wien, wenn auch mancher lebenswerte Name vorhanden ist, wie Nikolaus Lenau, Grillparzer, Hermann Bahr, Joh. Nep. Vogl, Gabriel Seidl, der Dichter der österreichischen Volkshymne, wenige so überragende Geister aufzuweisen wie auf dem Gebiete der Musik, ebenso fehlen bedeutende Maler, wenn man auch mit Vorliebe Waldmüllers, des Interpreten der Wiener Praterschönheit, gedenken wird.



Aber groß, ja gewaltig ist Wien durch seine Baumeister, von dem unbekanntem Erbauer des Stephansdomes an bis auf Fischer von Erlach, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts Europas bedeutendster Baumeister war und in Lukas von Hildebrandt einen würdigen Nachfolger für den Beginn des

stehen, die von allem Guten, das die Lüfte der Höhen und Tiefen herbeitragen, etwas mitbekam, etwas, das mit der Zeit ebenso zum Bleibenden wurde wie die glückliche Natur und Lage Wiens. Dieses Produkt entwuchs den hier sich treffenden Volksrassen und deren Blutmischungen und zeigte



Römische Ruine im Schloßpark zu Schönbrunn.

18. Jahrhunderts fand. Beden verdankt Wien seine prächtigsten Bauten, wie die meisten der Palais und die Schlösser Belvedere, Schönbrunn ufr. Man mag es aber nehmen, wie man es auch will: letzten Endes sind diese Genies unter den Baumeistern, Malern, Musikern nur denkbar im Wiener Volk, dieses aber wiederum nur in der Wiener Luft. Denn wie diese ein glückliches Gemisch von Lüften der Alpen wie der glühenden Pustten, der frschfreien Donau wie der kühlen Wiener-Wald-Berge und der weintragenden Hügel der Umgebung Wiens ist, so konnte hier auch eine Volksart ent-

sich als ein glücklich zueinander abgewogenes Gemisch von liebenswürdig geäußerter Freiheit, die durch einen durch Wohlansständigkeit leicht gezügelten Zwang umgrenzt wird. Dieses große Freuen, das sich im Aeden und Tun des Wieners jederzeit offenbart, innerhalb eines unsichtbaren und doch vorhandenen Rahmens des Taktgefühls, ist, was die reizvolle Eigenart des Wieners bedingt. Sie bedingt naturgemäß auch den haulichen und künstlerischen Wert der Stadt, die großlinig und lebensfroh ist und doch nicht die Schranken des Schickslichen überschreitet.



# Eine Flasche Wein.

Von Heinz Steguweit.

Stört euch nicht an Shakespeares These: Vermeinst du, weil du tugendhaft seiest, solle es in der Welt keine Torten und keinen Wein mehr geben? —

Last auch Fischers Schlemmerparadies im Regal stecken, dies Buch ist nur denen ein Brevier, deren Figur nach Taille schreit, und die den Adel eines Menschen nach seinem Bankguthaben bemessen.

Nein, dem Schlemmer fehlt die erste Voraussetzung des klaren, keuschen Genusses, nämlich: das Verdienst. Das Verdienst um die gute Flasche! — Nur wer sie entbehrte, lange die harten Finger leckte im Fron bürgerlicher Dürftigkeit, nur wer monate-, ach, jahrzehntelang drei-, auch viermal an Wochenabenden bei Bratkartoffeln und duftendem Kornkaffee selig war, der erwarb sich das Unrecht, eines Tages zu seinem hoffnungsvollen Sohne zu sagen:

„Brav, mein Junge, du hast dein Examen bestanden, komm, wir steigen in den Keller und holen eine gute Flasche!“

Dann lächelt der Sproß, und die Mutter zündet schon dem Gatten die Kellerkerze an, der Vater stülpt säuberlich, des drohenden Schnupfens wegen, ein lüsteres, nein, ein Lüstermützchen auf die blanke Glase, er klingelt mit den Schlüsseln melodisch in der Hand und geht vor, dieweil dem Sohne schon allein das metallische Geräusch der Kellerschlüssel ein feierliches Geläute scheint zum Tempel der wenigen, aber alten, lange und sparsam gehüteten Flaschen. Dann knackt der rostige Schlüssel im Schloß des Holzverschlags, das Gewölbe ist feucht, an seinem Mörtel wuchern Pilze, irgendwo flötet eine Maus. Der Vater schreitet langsam voran, die rauchende Kerze tropft in seiner Hand, er hält sie weit ab vom Bauch, der bösen Flecken wegen; Kartoffeln rollen über den Boden, und der dunkle Raum riecht säuerlich nach dem Faß Bohnen, die die Mutter einmachte, jedes Jahr, solange sie sorgende Hausfrau war. Auf eben diese Tonne stellt der Vater die Kerze, lächelt eines inneren Reichthums voll und knabbert vor Wonne an seinem Schnurrbart.

„So, Junge, nun wollen wir mal sehen!“ — Das sagt er langsam, jedes Wort ist abgewogen, denn sie schwimmen im Borgenuß der guten Flasche. Der baumlange Sohn nickt, und seine Brust wölbt sich, da er sich sagt: Dies alles wegen mir! Und er wird inne seines bestandenen Examens. Vor ihm hängt das Brett mit drei alten, uralten Flaschen, deren Etikette verweist sind, nur mühevoll kann man lesen: „Lorcher Kapelle“, oder „Cochemer Badstube“, oder „Rüdesheimer Riesling“.

„Riesling, ha, Riesling, das schmilzt schon wie Erdbeeren auf der Zunge, das Wort ist mit Sahne angemengt, singt es einmal vor euch hin, so jeden Buchstaben mit Engelsflügeln dran: Ries-ling, wie Geigen im Sommerabend. Badstube, hm, hat sauberen Geist, freilich schon einen Stich herber, aber hat Blume, wie Reseda, oder wie eine Kirzhofsafter, ja, die Mosel ist duftig in ihrer Romantik. — Lorcher Kapelle, das wiegt schon schwerer, dickflüssiger, hat so was Nliges an sich, der Saft muß bräunlich sein, denn die Glocken einer Kapelle sind von Kupfer und ihr Ton ist dumpf, es liegt ein Harfenklang schauriger Sagen drin, schmeckt nach Ruine, darauf die rote Abendsonne scheint. —

Alles aber hat Sonne, die sich vermählte mit dem Schiefer und eine Frucht gebar, deren Saft und Seele die Heimat ist; Sonne gibt den Zucker in das pralle Geförn am Stock. Ah, das Wort ‚Rebe‘ läßt sich beken, werdet demütig vor ihr, denn der Himmel schenkte sie euch!“

Nun setzt der Vater eine alte Nickelbrille auf die Nase. Er betastet zunächst die Flaschen wie rohe Eier oder kostbare Zigarren, das Klappern des Glases ist schon wieder dem Ohre von Genuß; der Vater aber hat zu jeder Pulle einen Vers: „Hier, lies mal, du hast bessere Augen als ich!“

„Lorcher K—a-p-e-l-l-e!“

„Aha, die Flasche bekam ich noch vom seligen Muckelmann, als ich fünfundzwanzig Jahre bei ihm Buchhalter war. Längst ist der Mann tot. Tja, wie die Zeit vergeht, damals warst du noch soooo klein. Ja, der Muckelmann, er hat auch viel durchgemacht im Leben, ein Sohn gefallen, die Tochter ist geschieden, seine Frau hatte Krebs, und nachher ging das Geschäft auch nicht mehr so, wie es sollte, ja —“

Hier schluckt der Vater, daß sein Kropf kullert; dann stellt er fest:

„Nein, diese Flasche wär' zu schade, da liegen ja noch zwei!“ —

„Cochemer Badstube“, buchstabiert der Sohn.

„Bad-, Junge, Badstube, nicht Bad—e—stube, oh, die stellte mir in Cochem der Wirt auf den Tisch, als ich mit deiner Mutter auf der Hochzeitsreise war; der gute Mann, ob er noch lebt? Ach nein, der war damals schon sehr alt, so an die siebzig; als er es raus hatte, daß wir Hochzeitsreisende waren, da bekränzte er uns den Tisch mit Rosen und stellte diese Flasche dabei; ja, damals dachten wir noch nicht an dich!“ —

„Rüdesheimer Riesling“, sagt der Sohn weiter und nickt mit einigem Verständnis zum Vater.

„Ja, lach' nur, die Zeit kommt auch mal an dich; also Riesling, hm, von Rüdesheim, ah, ich weiß, der stammt vom Turnverein, als ich, wann war es doch, so in den achtziger Jahren, seine große Rheinreise mitmachte; damals war Lotterie auf dem Dampfer, Herrgott, was haben wir gesungen, vor der Lorelei, ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten‘, nee — nee, war das schön, frag' deine Mutter, Junge, frag' die mal, die tanzte noch damals wie ein Wiesel, heut' is se dick wie ein Kachelofen, aber um Himmels willen, sag' nig wieder, hörste, sag' nig wieder!“

Der lange Junge nickt nur immer, immerzu. Seinem Vater aber kullern dicke Tropfen aus den Augen.

„Tja, Junge, tja, Erinnerungen, wenn du mal so alt bist wie ich und auch so 'nen großen Sohn hast, dann . . .“, hier schluchzt der Alte und setzt sich auf eine leere Margarinkiste. Da kommt aber auch schon die dicke Mutter die Treppe herabgepoltert:

„Nu, wo bleibt ihr denn? Das ist ja 'ne Ewigkeit!“

„Wir kommen!“ ruft ihr der Junge entgegen, hilft seinem Vater flink von der Kiste und meint:

„Papa, sollen wir nicht einfach ein Liter Bier holen?“ —

„Tja, schon recht“, stammelt der Alte, schneuzt seine Nase mit feuchten Trompetenstößen in sein großes Sackttuch, das rot ist wie eine Türkenfahne; dann geht er hinauf mit dem Sohne, bei braunem Bier den Tag des Examens zu feiern, des Examens, das Spargroschen, Entbehrungen und bange, wache Nächte gekostet hatte. —

Seht, meine Lieben, so teuer ist der Wein denen, die ihn verdienen, ehrlich, jawoll, ehrlich verdienten. Sie halten sich des Genusses nicht für würdig, obwohl sie ihn sauer erkaufen; sie wärmen sich allein schon im Besitz des kleinen Schazes; sie machen sich schon froh mit der Güte ihrer Blicke und lächeln beim Druck ihrer harten Hände, da sie trunken sind und heiter vom Kaufsch der Erinnerung.



# Die Hütte.

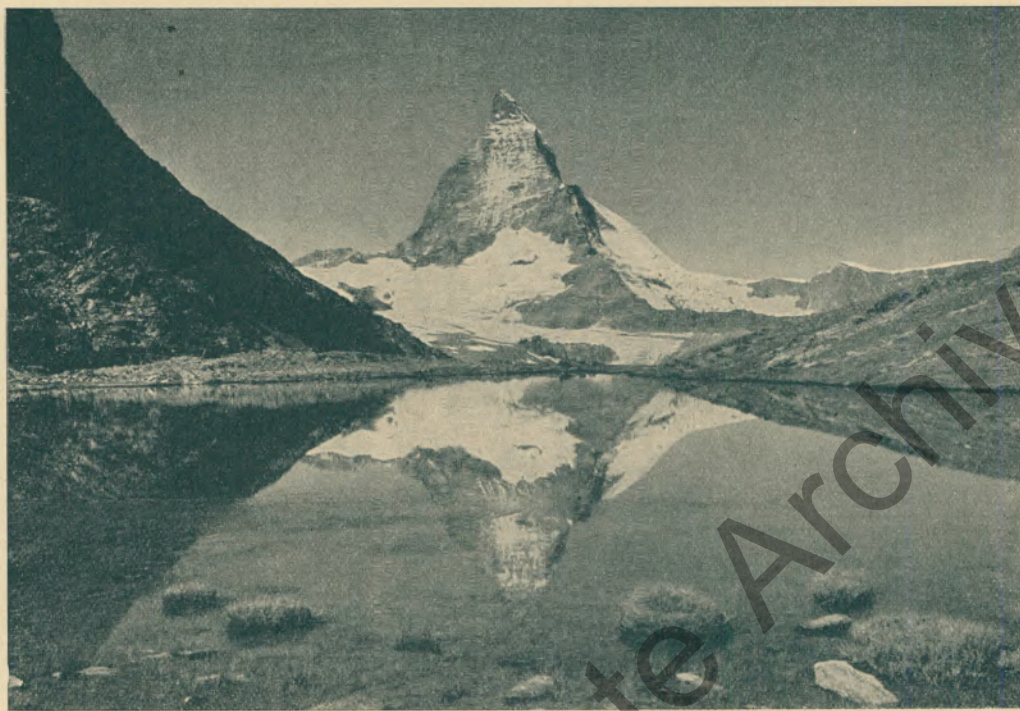
Von Dr. W. Hofmeier.



Sie steht auf braunen Riesenplatten von Urgestein, zwischen Strömen von ewigem Eis. Kein bleibender Pfad führt von ihrer Insel hinab ins Tal. Weite Gletscherflächen trennen sie ringsum vom festen Boden, viele Kilometer breit. Und über den Gletschern ragen die gewaltigsten Berge der Alpen, unnahbar hoch über dem kleinen dunklen Holzhaus, mitten im Eis.

Zwischen Wäldern von Arven und Lärchen führt vom Tal der Weg in ihre Höhe. Bis auf 2300 Meter reicht hier noch der Hochwald, weit über seine sonstige Grenze in den Alpen. Knorrige Stämme, die Kronen vom Sturm zerfetzt, von der Schneelast des Winters gebogen, trofen sie auch hier oben noch aller Macht der Elemente. Langsam, mit jedem Meter, das der Wanderer an Höhe gewinnt, erscheinen über ihnen als grandioser Hintergrund alle die Berge, die unten das enge Tal verdeckt. Aber überragend bleibt unter ihnen doch noch immer das Matterhorn. Von seinen vielen verschiedenen

(Die Bilder entstammen mit Genehmigung des Verlages dem ausgezeichneten Bloßigen Alpenalpenalender für 1927.)



Riffelsee und Matterhorn.

Phot. J. Gaberell, Thalwil-Zürich.

Profilen, unter den so sehr wechselnden Ansichten, die es von allen Seiten bietet, bleibt am schönsten jene von Riffelalp. Am schmalsten erscheint hier der Riesenbau des Berges, am leidenschaftlichsten sich aufbäumend zu der eigenwillig gebrochenen Linie seines Gipsfels.

Der Abend kam. Da stand drüben das riesige Massiv des Monte Rosa im Licht der sinkenden Sonne. Die Wolkendecke des Tages schwand. Leichte duftige Streifen nur hingen noch an den Gipfeln, erglühend im Schein der späten Sonne, langsam zerfließend im stahlblauen Himmel. Da stand der Lyskamm mit seinen wuchtigen Flanken von Eis, standen die Zwillinge, stand gegenüber die eckige Nordwand des Breithorns. Und drüben über dem Gletscher lag die Hütte, ein winziger Punkt nur in der endlosen Weite. Da waren die Berge, die wir ersehnt, da lag eine neue Welt. Würde sie uns Erfüllung bringen?

Glückliche Lage gewährte uns die Hütte. In ihrer Umgebung genossen wir die wenigen Mußestunden in wunschloser Zufriedenheit. In den Bergen, auf den Gletschern fanden wir das Glück des Erfolgs. Wir streckten uns draußen auf den glattgeschuerten Riesenplatten von Granit, die in der Sonne des Mittags glühten. Wir machten unseren Abendbummel auf den Gletschern, freuten uns an dem wechselnden, geheimnisvollen Leben, das des



Phot. J. Gaberell, Thalwil-Zürich

Der Lyskamm (4538 m) vom Monte Rosa (4638 m) ausgehen.





Ausblick vom Monte Rosa gegen Westen. Im Hintergrunde der Montblanc, rechts das Matterhorn.  
Phot. J. Gaberell, Thalwil-Zürich.

Tagesglut auf ihnen weckte. Wir sprangen über die glitzernen blauen Tümpel, über die grünen Tiefen der Klüfte, über die tausend murrenden Ninnfale und Bäche im mürben Eis. Wir übten bei Regen in den nahen Spalten den Schlag der Eisaxt, das Gehen auf hartem Firn. Wir bahnten mit Seil und Eisen uns den Weg durch die wilden Firne und gezackten Nadeln des Gletscherbruchs, um unser Fädigkeit zu proben. Wir genossen in Sturm und Sonnenschein dankbar die köstlichen Tage, die das Geschick uns gewährte. Wir führten ein Leben voll ungebundener Freiheit und glücklicher Freude an eigener Kraft. Wir genossen die Jugend.

Wir gingen auch hinunter an den kleinen See, den der Zusammenfluß der beiden großen Gletscher hier angestaut hat. Unter allen Wundern in der Umgebung der Hütte gehört ihm der Preis. Unbekannt und unberührt bleibt er von dem Fremdenstrom, der nah an ihm vorüberflutet. Kaum hundert Meter von der Hütte glaubt man sich hier in die polare Einsamkeit von Grönland oder Alaska versetzt. Rundum nichts als Eis und Steilrippen von schwarzem Fels,

Stunden folgten immer bald wieder Sturm und Gewitterregen. Fast täglich bot der Abendhimmel ein Farbenspiel von einer ganz unvergleichlichen Pracht. Der rasende Sturm aus dem Westen jagte die Wolken gegen uns herüber. Von den Glaten und Gipseln der Bergriesen, Matterhorn, Dent d'Hérens, Dent Blanche, Obergabelhorn, reichten die fliegenden Wolkensphären kilometerweit gegen den Abendhimmel



An Gornergletscher, in der Nähe die „Hütte“ (Bétempshütte). Links das Breithorn, in der Mitte die Dent d'Hérens.  
Phot. J. Gaberell, Thalwil-Zürich.

so weit das Auge reicht. Fast schmerzhaft blendet das Licht, das der apere Gletscher zurückwirft. Langsam treiben im schwachen Wind die losgelösten Eisblöcke über den See, indem rings die berühmtesten Berge der Alpen sich spiegeln. Und selbst jetzt, im August, ist fast täglich das Wasser mit leichtem Eis überzogen, das erst mittags der sengenden Glut der Sonne weicht.

Und welche Sonnenuntergänge boten jene Tage! Das Wetter wechselte rasch, oft in kürzester Zeit. Auf wolkenlose



hinauf. Wie brennende Riesensackeln erschienen die Berge, rauchend und in den Himmel drohend in geheimnisvollem Leben. Hinter dem Matterhorn sank dann die Sonne und übergieß das gewaltige Spiel der Wolken mit einer rasch und stetig wechselnden Farbpracht, wie sie nur die klare Luft des Hochgebirgs hervorbringen kann. Auf der schmalen Holzbank vor der Hütte saßen wir dann und schauten, bis spät in die Nacht . . .

Die schönen Tage flogen dahin wie ein Traum. Den ersten Besuch sind andere gefolgt. Ich hatte das Glück, in wenigen Jahren fast alle schönsten Gebiete der Alpen kennen zu lernen. Aber immer wieder kehrte ich zurück zu meiner Hütte und ihren Bergen, um die Erinnerung an jene ersten Tage zu genießen. Sie haben mir Eindrücke vermittelt, die keine spätere Bergfahrt mehr erreichen konnte.

Und wieder kam ein Winter, und er brachte mir den Abschied von den Bergen. Auf jene Hütte führte meine letzte Fahrt. Noch einmal streckte ich mich auf ihren Granitplatten, träumend in heißer Sonne. Noch einmal zog die feine Linie der Eispur über den Gletscher. Endlos, in ewigem Gleichmaß, kilometerweit als gerade Linie, dem Tal entgegen. Mein Bergleben ging zu Ende. Da stieg noch einmal mächtig in

mir die Erinnerung auf an alles, was jene kurzen glücklichen Jahre mir gegeben hatten. In dem weiten Bogen dieser Berge, zwischen Adlerpaß und Matterhorn, strahlend im Sonnenlicht des Wintertags, war fast kein Gipfel, den ich nicht einmal oder mehrfach betreten hätte. Erinnerung! An den ersten Viertausender in Kälte und Sturm. An tausende Abfahrt am schlängelnden Seil. An nächtliche Stunden auf dunkler Moräne, im zerrissenen Gletscher. An Gipfelsfreuden in strahlender Sonne. An manche Fahrt in Schneesturm und Nebel, dort am Adlerpaß, im Grenzletscher, am Felixjoch.

An die sengende Sommerglut des Theodul, an den eisigen Wintersturm am Eysplateau. An die Nächte hoch über diesen Bergen, viereinhalbtausend Meter über dem Meere. An Freunde und Kameraden, die Genossen all jener Stunden. Auch an die beiden darunter, die seither den Tod in den Bergen gefunden.

Die Macht der Erinnerung kettet ein unzerreißbares Band zwischen mir und jenen Bergen, über jede Entfernung hinweg. Vor wenigen Jahren noch fremd, durch die Kraft jenes inneren Erlebens wurden sie mir zur Heimat.

Im Eisbruch am Riffel verliert sich die Spur. Der Rückblick auf die Berge meiner Hütte reißt plötzlich ab.



Obergabelhorn (4073 m).

Phot. J. Gaberell, Tschwil-Birich.



Söhnsturm.

Phot. Dr. Hans Pfeifer, München.





on riesengroßen und zwerghaft kleinen,  
von sehr derben und sehr feinen,  
von frommen und galanten,  
gegessenen und verbrannten  
und anderen merkwürdigen Büchern.

Von Fr. W. Pollin, Acherleben.

Gegessene Bücher — das ist nicht etwa ein Druckfehler, wie man denken könnte. Das hat es wirklich mal gegeben. Weniger angenehm wird es allerdings für die betreffenden Autoren gewesen sein, die ihre auf sehr derbes Papier gedruckten Bücher zur Strafe aufessen mußten. Im 16. und 17. Jahrhundert ist das öfter vorgekommen. Ein Schriftsteller, der sich durch irgendeine Schrift einem hohen Herrn mißliebig gemacht hatte, wurde gezwungen, sein Buch ungekocht, aber manchmal „gefalzen“ aufzuessen. Die Redensart, daß einer seine Bücher verschlingt, ist also nicht immer bloß Redensart gewesen.

Und das war immerhin noch die mildeste Art der Strafen, die Buch und Verfasser treffen konnten. Es gibt überhaupt keine Art, Verbrechen zu bestrafen, die nicht auch Bücher betroffen hätten. Sie wurden zerrissen, erfauft, verbrannt und gehenkt. Immer wieder berichtet die Geschichte, daß da, wo gewaltsame Weltanschauungswechsel sich vollzogen, der Groll gegen die Träger der bekämpften Weltanschauungen, die Bücher, sich in einem Büchersturm austobte, der freilich niemals seinen Zweck, sondern oftmals das Gegenteil, Bekanntmachung von Verfasser und Buch, erreichten.

Ein besonders amüsantes Kapitel sind die unfreiwillig komischen Bücher. Ihre Verfasser sind meist harmlose Weltverbesserer, die an irgendeiner fixen Idee leiden und die Linde nicht halten können. Sie bezwecken oft nichts Geringeres, als das Weltbild umzustossen, die Armut für immer aus der Welt zu schaffen u. dgl. Das ist nicht etwa eine Errungenschaft der Neuzeit. Schon in vergangenen Jahrhunderten hat es „Gelehrte“ gegeben, die ihre sogenannte Weisheit in umfangreichen Folianten von sich gegeben haben. 1736 erschien ein Werk in zwei dicken Bänden, die als einziges Thema die eingehende Beschreibung eines im Museum zu Portici befindlichen antiken Tintenfasses enthielten. Allerdings wurde schon zu Lebzeiten des übereifrigen Gelehrten darüber gespottet, wie viele Tintenfässer der Herr Professor über das eine Tintenfäß wohl leer geschrieben haben möge.

Ein besonders „originelles“ Thema hatte sich ein Frankfurter Gelehrter ausgesucht. In einer Schrift vom Jahre 1620 bearbeitete er die Frage,

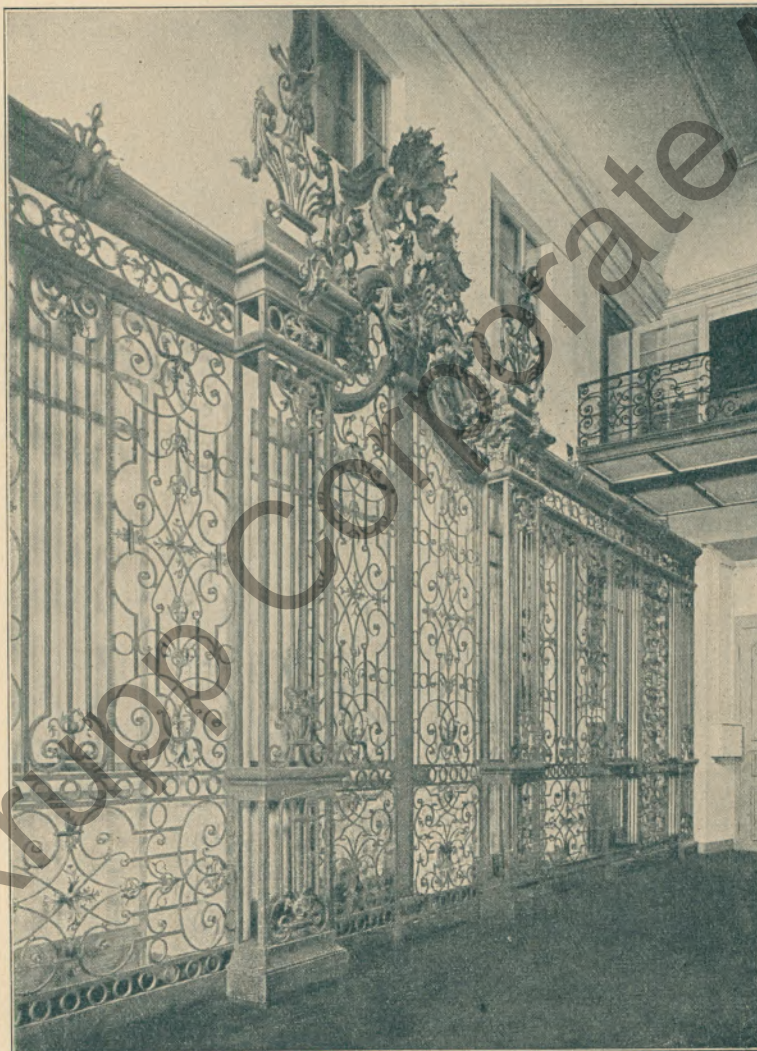
ob auch die Frauen zu den Menschen zu rechnen seien. Der langen Rede kurzer Sinn war der, daß die Frau zwar zu den Menschen gehöre, aber — ich bitte um Verzeihung, daß ich's als gewissenhafter Chronist mit-schreiben muß —, aber tief unter dem Manne stehe, und daß sie dementsprechend einzuschätzen sei. Ich hoffe, daß es mit nun nicht geht

wie einem italienischen Juristen. Dieser Frauenfeind hatte 1752 in Turin ein Werk erscheinen lassen, in dem das weibliche Geschlecht derart geschmäht und gelästert wurde, daß es den Turiner Frauen „über die Hut-schnur“ ging. Sie verlangten und erreichten, daß der Verfasser der Schmähchrift ins Gefängnis gesteckt wurde. Mit Steinwürfen und Schimpfreden gaben sie ihm das Geleit dorthin. Und nicht eher hat er es wieder verlassen dürfen, als bis er den Turiner Frauen öffentlich und kniefällig eine Ehrenerklärung abgegeben hatte. Ihm ist recht geschehen!

In schönstem Gegensatz zu ihm stand ein Dichter, der in einem langen Gedicht an seine Herzenskönigin deren Hände pries. Er erklärte es für den höchsten Genuß seines Lebens, von diesen reizenden Händen eine — Ohrseige zu bekommen.

Ein ergötzliches Kapitel sind auch die Titel. In Büchern des 17. und 18. Jahrhunderts finden sich oft Titel von 100 bis 200 Worten. Wiederum gibt es aber auch Verfasser, die ihr Werk kurzweg „Buch ohne Titel“ nennen. Ein besonders „sinnreicher“ Buchtitel eines Traktätchens sei hier angeführt: „Geistliche Klüftersprize für durch Sünden verstopfte Seelen.“

Ein anderes interessantes Beiwerk sind die Widmungen. Italienische Schriftsteller haben sie im 17. Jahrhundert zuerst gebraucht. Sie widmeten ihre Bücher reichen Leuten, die für den dadurch erlangten Ruhm dem Dichter gern Anerkennung in klingender Münze zollten. Weigerte sich aber ein Mäzen, solch eine Widmung zu bezahlen, flugs nahm man sie heraus und ersetzte sie durch eine andere. Ganz Geschäftstüchtige ließen gleich mehrere Widmungen drucken, um, wenn die Sache gut ging, mit ihrem Buche gleichzeitig ein doppeltes und dreifaches Geschäft zu machen. Aus langen Widmungsbriefen machten die Franzosen im 18. Jahrhundert fein geschliffene, oft sehr spitzige Epigramme. Auch deutsche Bücher dieser Zeit weisen eine große Menge von Bücherwidmungen an alle er-



Handgeschmiedetes Eisengitter in der Leipziger Stadtbibliothek (1748).



denklichen Größen in Amt und Würden auf und geben ein wenig schönes Bild von deutscher Kleinstaaterei und übertrieben devoter Gesinnung. Was soll man z. B. dazu sagen, daß ein J. Kant sein berühmtes Werk von der „Kritik der reinen Vernunft“ dem Minister v. Zedlitz „gnädigem Augenmerke als unterthänig gehorsamster Diener“ zugeeignet hat? Ein Autor verdient noch besonders erwähnt zu werden, weil er — origineller als andere — seine Werke keinem Geringeren als dem lieben Gott widmete.

Ein besonderer Ehrgeiz von Bücherfreunden und -sammlern ist es von jeher gewesen, Werke zu besitzen, die einen seltenen oder kuriosen Einband besaßen. Leinen, Seide, Samt und Leder waren die gewöhnlichen Einbandmaterialien. Kürzlich berichtete der Kunstbuchbinder P. Kersten, daß er aber auch schon Bücher in Menschenhaut, in Affenleder, Haifischhaut, Krokodilleleder, Schlangenhaut und Klippfischhaut gebunden habe. Daß diese Einbandstoffe eine „stilgerechte“ Verwendung fanden, geht daraus hervor, daß die Art des Einbandstoffes in einen gewissen Zusammenhang zum Werke selbst gebracht wurde, z. B. Darwins Werke wurden in Affenhaut, Gerstäckers „Unter dem Aquator“ in Alligatorenhaut und Pierre Lotis „Jeslandfischer“ in Haifisch- und Klippfischhaut gebunden.

In Wien befindet sich das größte Buch der Welt. Es ist ein anatomischer Atlas (1823 bis 1830 gedruckt) von 1,90 m Höhe und 0,90 m Breite und befindet sich in der Bibliothek der Staatsgewerbeschule, wo seine Tafeln als Vorlagen für künstlerische Anatomie Verwendung finden. Gegen diesen Buchgiganten würden die Bücher im Puppenhause der englischen Königin, die eine Hauptsehenswürdigkeit der großen englischen Weltausstellung in Wembley 1925 bildeten, noch kleiner wirken, als sie es ohnehin schon sind. 170 englische Schriftsteller hatten ganz kleine, kostbar gebundene Bücher beigeleuert, die von den Verfassern fast alle mit der Hand geschrieben wurden, worin gerade der einzigartige Wert dieser Bücherei lag. Diese Puppenbücher waren aber noch nicht die kleinsten überhaupt. Im Jahre 1897 ist ein „Büchleinchen“ gedruckt. Auf 208 Seiten enthält es u. a. einen noch nicht veröffentlichten Brief Galileis. Die Maße dieses Buchzwergleins sind  $9\frac{1}{2} \times 6$  mm! Man muß seine Phantasie doch gewaltig anstrengen, um sich vorzustellen, wie der Leser dies Büchlein in der Hand halten und darin lesen kann. Der Almanach vom Jahre 1826, der 22 Holzschnitte, 5 Porträts, ein Kalendarium und einen Plan von Karlsruhe enthielt, nimmt sich dagegen schon stattlich aus, obgleich er auch nur die Größe von  $2 \times 1\frac{1}{2}$  cm und ein Gewicht von 1 g — und das noch mit Schutzhülle — hatte. Um den Gegensatz recht wirken zu lassen, seien noch zwei Buchriesen erwähnt. Von der

englischen Bibelgesellschaft ist vor kurzem eine handgeschriebene Bibel ( $1,60 \times 1,10$  m) fertiggestellt worden, an der 12 000 Personen — Leute jedes Standes — beschäftigt gewesen sind. Das Riesenbuch mißt aufgeschlagen  $2\frac{1}{2}$  m. Ein anderes sehr „gewichtiges“ Buch ist die sogenannte Teufelsbibel in der königlichen Bibliothek zu Stockholm. Drei starke Männer werden benötigt, sie aufzuheben. Kein Wunder, mußten doch über 100 Esel ihr Leben lassen, damit ihre Häute zu Pergament verarbeitet werden konnten. Der Einband besteht aus massiven, 4 cm dicken Eichenbretteln, und das Ganze wird durch gewaltige Metallschließen zusammengehalten. Als ein anderes Bibelkuriosum sei noch eine „alkoholfreie“ Bibel erwähnt, die vor nicht allzu langer Zeit das Licht der Welt erblickte. Das Wort „Wein“ ist überall durch die Bezeichnung „Traubengebräu“ ersetzt. Die Hochzeit zu Kana soll besonders stark verwässert worden sein.

Übrigens ist die Bibel immer noch das verbreitetste Buch der Welt. Allein die amerikanische Bibelgesellschaft verbreitet in jedem Jahre etwa 3 Millionen Exemplare in fast 200 Sprachen. Eine Bibel repräsentiert auch das wertvollste gedruckte Buch: die Urtenbergbibel vom Jahre 1455. Ein Exemplar dieses kostbaren und köstlichen Druckwerkes wurde vor kurzem für über eine Million Mark nach Amerika verkauft.

Noch viel Interessantes und Heiteres ließe sich erzählen von Bücherfreunden und Bücherfeinden, von Bücherflüchen und von Ehrungen, die

irgendeinem Buche zuteil wurden, und vor allem vom Druckfehler. Vielleicht ein anderes Mal etwas davon. Heute nur noch von einem Buche, das weder geschrieben noch gedruckt worden ist. Die Buchstaben sind in die Seiten geschnitten, und das Lesen hat man dadurch erleichtert, daß abwechselnd ein Blatt weiß, das andere blau ist. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die ungeheure Summe Zeit, das Geschick oder die Geduld des Herstellers.

Da diese Plauderei mit etwas „Appetitlichem“ angefangen hat, so sei sie damit auch beendet. Im Jahre 1738 erschien ein Kochbuch, das in seiner Art wohl auch heute noch einzig dasteht. Es hieß: „Die Küche in Musik“ und sollte das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, indem man „singend Ragouts und Sossen bereiten konnte“. Zu diesem Zwecke waren sämtliche Rezepte in Form lustiger Lieder abgefaßt, zu denen auch Melodien beigegeben waren. Dabei ist das Buch aber keineswegs oberflächlich zusammengestellt, sondern enthält neben zahlreichen guten Kochrezepten auch Unterweisungen für das Anrichten großer Festmähler und die Anordnung aller möglichen Menus. Wer sangesfreudig ist und das nötige Kleingeld hat, konnte mit der „Küche in Musik“ also wirklich „nach Noten“ schwelgen.



Was Europa, die Welt und Deutschland in einem Jahre an Papier verschlingen. Nach einem Modell auf der Papierausstellung der Breslauer Jahreschau.

Ich meine, wir sollten das, was wir besitzen, bisweilen uns so anzusehen bemühen, wie es uns vorschweben würde, nachdem wir es verloren hätten, und zwar jedes, was es auch sei: Eigentum, Gesundheit, Freunde, Geliebte, Weib und Kind; denn meistens belehrt erst der Verlust uns über den Wert der Dinge.

Schopenhauer.



# Schöne alte

# Brunnen.

Das Wasser spielt im Leben jedes Menschen, jeder Gemeinde und auch jedes Volkes eine bedeutende Rolle. Immer war der Quell ein Zeichen göttlichen Segens, der Fruchtbarkeit und Erquickung. Im Altertum wurden Quellen und Brunnen oft den Göttheiten geweiht, und auch im Christentum ist der „heilige Quell“ das Symbol der Reinheit und Labung. Vom Brunnen erzählt manch schönes, altes Märchen: der Froschkönig steigt aus der Brunnentiefe empor, in der mancherlei Wassergeister wohnen — auch Frau Holle hat dort unten ihr Reich.

Die kunstfeindlichen Jahre der Mitte des vorigen Jahrhunderts sahen allerdings in den alten Brunnen nur Verkehrshindernisse, manch wertvolles Kunstwerk ist ihrer Kurzsichtigkeit zum Opfer gefallen. Heute aber erkennt man wieder die Notwendigkeit der Brunnen für die Eigenart des Straßenbildes und ihre hohe Bedeutung als künstlerische Form.

Im Mittelalter, als der Brunnen im Stadtleben seine größte Rolle spielte, war man auch am eifrigsten bestrebt, ihn ebenso zweckmäßig wie formschön auszugestalten. So sind die alten deutschen Brunnen Beispiele für die Entwicklung der Baukunst und Bildhauerei geworden.

Die romanischen und gotischen Brunnen der alten deutschen Städte zeigen unverkennbar deutsche Wesensart — auch Renaissance und Barock haben in ihren phantastisch-figurreichen Schmuckbrunnen bleibende Kunstdenkmäler geschaffen und legen beredtes Zeugnis ab für die hohe Blüte der deutschen Kunst. Nicht nur die Stein- und Holzbildhauer, auch die Erzgießer und Kunstschmiede konnten hier der Nachwelt wertvollste Arbeit hinterlassen; zartestes Empfinden und derbes Zupacken, sinnige Eigenart, kindliche Naivität und köstlicher Volkshumor konnten sich hier ungestört entfalten.

Die einfachste und älteste Gestalt der Brunnen ist die der Schöpf- oder Ziehbrunnen, ein rundes, tiefes Wasserloch mit Ummauerung und Brüstungsschutz. Der alte Ziehbrunnen mit Querbalken und Schöpfkette hat sich hauptsächlich in Nordwestdeutschland erhalten. Der Aufbau des Brunnens wurde

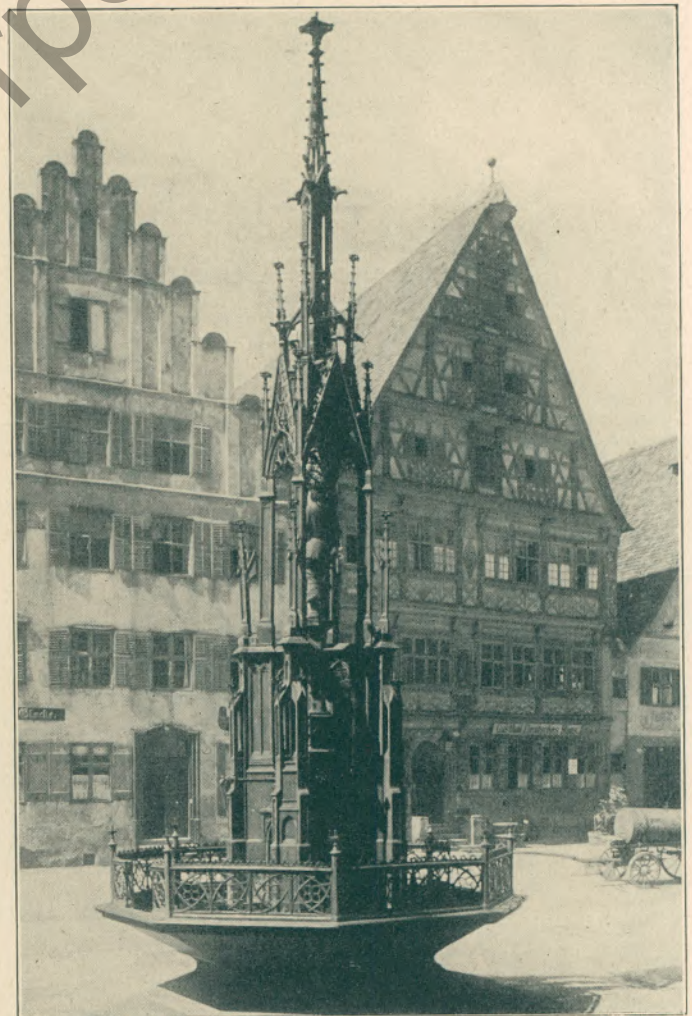
gerne durch ein schützendes Dach gekrönt, das der Betätigung kunstfreundigen Gesites reiche Gelegenheit bot, ebenso wie die schmiedeeisernen lauben- oder käfigartigen Umbauten. Auch in den Seitenschiffen alter Kirchen und Klöster sieht man noch solche Ziehbrunnen. Doch bereits im Mittelalter



St.-Georgs-Brunnen in Rothenburg.



Der „Schöne Brunnen“ in Nürnberg.



Der Dinkelbauerbrunnen in Dinkelsbühl.





Originalradierung für „Das Werk“ von R. Joest



finden sich neben diesen klassischen Brunnenformen die gefaßten Quellen, die Lauf- oder Röhrenbrunnen, die der Betätigung des Kunsthandwerks weitesten Spielraum gaben.

— Aus dem „Stoß“, der ausgehöhlten Brunnen säule, fließt das Wasser in einen mit Abfluß versehenen Trog, der als Viehtränke und Wäscheplatz benutzt wurde, teilweise auch als Fischbehälter, worauf die in einigen Städten erhaltene Bezeichnung „Fischkasten“ hinweist. Die hohe Brunnen säule krönt meist eine Figur, ein Muttergottes- oder Heiligenbild, eine Gestalt aus Mythologie, Sage und Geschichte, manchmal auch ein Fabeltier. Um Säulenschaft und Brunnenbecken entfaltet sich nun das üppige Spiel einer werkfrohen Phantasie. Masken und Bänder, Pflanzen- und Tierornamente, Wulste, Stufen und Reliefbilder, Wappen und allegorische Darstellungen geben den Brunnen ihr besonderes Gepräge. — Auch die farbige Ausschmückung der Brunnen, vor allem der Statuen, mit leuchtend bunten Farben war üblich, und Reste solcher lebhaften, aber immer gut abgestimmten Brunnenbemalung sind heute noch zu finden.

Die Wandbrunnen, die ebenfalls in der mittelalterlichen Stadt häufig zu treffen sind, haben einfachere Formen, sie fügen sich harmonisch dem Gesamtbild des ihnen zugehörigen Hauses ein und geben diesem eine eigenartige, kräftige Wirkung. Die großen Schmuckbrunnen stellten später ihr Hauptrohr in die Mitte und ließen ringsum nach allen Seiten durch Röhren das Wasser ausfließen; oft ist in der Mannigfaltig-

keit und Vielheit der künstlerischen Ausgestaltung der Grundgedanke des Brunnens ganz in den Hintergrund gedrängt, wie z. B. bei dem „Schönen Brunnen“ in Nürnberg.

— So entwickelte sich die Form der Schalenbrunnen, bei denen das Wasser von ziemlicher Höhe herabfließt; verschiedene Zwischenschalen und Figurenschmuck unterbrechen oder vermehren sein Herabfluten in schimmerndstäubenden Schleifen, in Kaskaden oder blitzenden Strahlen. Die Anlage von schönen Schloß- und Bürgerhausgärten und die Schaffung öffentlicher Parks gaben der Freude an der Errichtung formschöner Monumentalbrunnen neue Nahrung; bald überzog die Lust an künstlerischem Spiel das Nützlichkeitsprinzip der mittelalterlichen Brunnen, und in den Prachtbauten des 17. und 18. Jahrhunderts ist es ganz in den Hintergrund getreten.

Der moderne Schmuckbrunnen betont hauptsächlich die bildhauerische Wirkung und wird darum gern in die Mitte oder an den Abschluß eines Platzes gestellt, so daß er beherrschend das Auge auf sich zieht. Die alten Brunnen dagegen haben mehr kullissenartige Wirkung, sie stehen meist seitlich, am Rande der Plätze, an Straßenkreuzungen oder Krümmungen und geben den wundervollen Stadtbildern Belebung und Geschlossenheit. Auch die alten Brunnen,

obwohl an sich kleine Kunstwerke von hohem, bleibendem Wert, fügen sich dem Grundsatz der Beziehung der einzelnen Bauwerke zueinander und zur Raumwirkung ein, die der alten Stadt ihr ausgeglichenes, unvergängliches Bild gibt. H. W.



Dorfbrunnen in Murnau (Oberbayern).



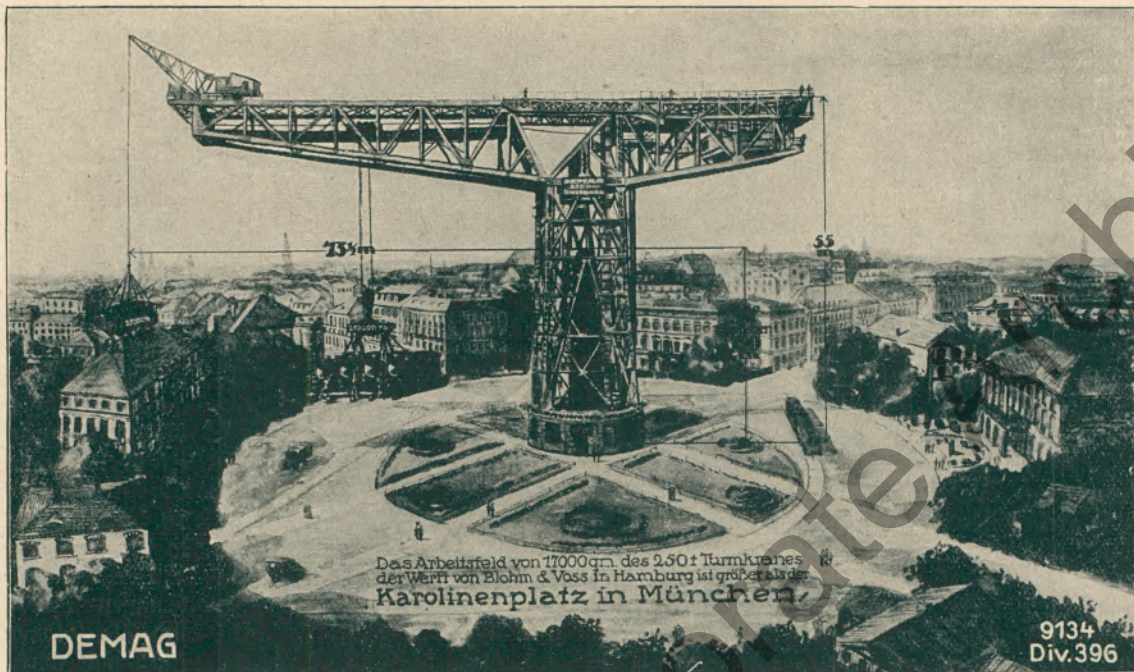
Der Schicksalsbrunnen in Stuttgart.

(Techn.-Phot. Archiv.)



# Deutsche Riesenkrane.

Von Alb. G. Krueger, Hamburg.



Die gewaltige Entwicklung des Schiffbaues in den letzten zwei Jahrzehnten vom 10 000-Tonnen-Dampfer bis zum „Imperator“ oder „Vaterland“ mit 50 000 Tonnen Tragfähigkeit stellen an die Vielseitigkeit und Leistungsfähigkeit des Kranbaues neue ungeahnte Anforderungen. Die in ihren Abmessungen immer größer werdenden Schiffe erforderten außer den für den eigentlichen Bau des Schifferumpfes und zum Einbau von Steven und Steuer bestimmten Hellingkränen, deren Höchstlast etwa 8 bis 10 Tonnen beträgt, besondere „Riesenkrane“ zum Einsetzen der ungewöhnlich schweren, an Land montierten Ausrüstungsstücke, als Kessel, Antriebsmaschinen, Geschütze, Panzer u. dgl., in die vom Stapel gelaufenen Schiffe.

Die Entwicklung der Riesenkrane ist innig verknüpft mit der Geschichte der Deutschen Maschinenfabrik in Duisburg, der „Demag“, die 80 Prozent aller Riesenkrane der Welt gebaut hat. Zwei der größten seien hier beschrieben.

Abb. 1 zeigt den für eine Hamburger Schiffwerft gebauten Turmdrehkran mit 250 Tonnen Tragfähigkeit. Da Zahlenangaben immer nur ein sehr ungenügendes Bild von der Größe eines solchen Bauwerkes geben können, ist er auf der Abbildung in das Münchener Stadtbild eingezeichnet. Er ist hier auf dem Karolinenplatz aufgestellt gedacht. Am Haupthaken hängen vier der schwersten Lokomotiven, entsprechend einem Gewicht von 250 000 Kilo. Der kleine Hilfskran, der an der äußersten Spitze des Auslegers steht, trägt

an seinem Lasthaken einen Straßenbahnwagen im Gewicht von 25 000 Kilo. Mit dieser Last kann er über die ganze Länge des Auslegers fahren.

Abb. 2 zeigt die Frauenkirche in München im Vergleich zu einem Turmdrehkran und einem 250-Tonnen-Schwimmkran. Der Ausleger des ersteren ist hochgezogen. In dieser Stellung wird er zum Einsetzen von Masten verwendet. Beim Drehen des Kranes bleibt er in dieser Stellung außerhalb des Bereiches der Takelage.

Beide Krane werden elektrisch angetrieben. Beim Schwimmkran erfolgt die Stromerzeugung an Bord durch ein eigenes elektrisches Kraftwerk. Besondere Schwierigkeiten waren bei dem Bau des Schwimmkranes zu überwinden; denn Bauweisen, die sich beim großen Landkran bewährt hatten, konnten nicht ohne weiteres übernommen werden. Man kann sich unschwer, auch als Laie, vorstellen, daß die Konstruktion eines Schwimmkranes, der bei jeder Last und Ausladung ohne Wasserballast im Gleichgewicht bleiben muß, den Erbauer vor ganz andere Aufgaben stellt. Zum ersten Male wurde diese Aufgabe bei dem für die Kaiserlich Japanische Werft in Kobe gebauten Kran gelöst. Sämtliche später gebauten Krane, auch der größte der Welt, für die — damals Kaiserliche — Werft in Wilhelmshaven, wurden nach dieser Bauart ausgeführt.

Zur Steuerung der riesigen Krane genügt ein Mann, der von





seinem hochgelegenen Führerhaus, in dem alle Steuerborrichtungen vereinigt sind, das ganze Arbeitsfeld überseht. Mit diesen Kranen ist man imstande, die großen Dampfkessel der Schiffe, die bis zu 150 Tonnen wiegen, sowie die an Land fertig zusammengesetzten Dampfmaschinen und Turbinen in einem Stück in das Schiff einzusetzen, während man früher gezwungen war, sie vor dem Einbau zu zerlegen, eine sehr zeitraubende und kostspielige Arbeit.

Abb. 3 zeigt einen 250-t-Lurmdrehkran der Werft Blohm & Voß beim Einbau eines Schiffskessels in einen Ozeanriesen.

Es zeugt von dem Vertrauen auf die Zuverlässigkeit derartiger Krane, daß man solche wertvollen Lasten unbesorgt über Riesendampfer mit

Besatzung hinwegbewegt, über Schiffe, die an sich Millionenwerte darstellen. Diese Krane haben wahrlich mit der Entwicklung des Schiff-



baues Schritt gehalten und bleiben Meisterwerke deutscher Ingenieurkunst für alle Zeiten.

## Rätsel des Vogelzuges.

Von Dr. Witt, Gelsenkirchen.

Schon zu Zeiten des Aristoteles haben die großen alljährlichen Wanderungen der Zugvögel die Aufmerksamkeit der Gelehrten geweckt. In der Literatur der folgenden Zeiten finden wir die verschiedensten Auffassungen über Ursachen und Weg der Wanderungen verzeichnet. Aber erst, nachdem der dänische Gymnasiallehrer Mortensen im Jahre 1899 die Vogelberingung angeregt hatte, gelang die planmäßige Erforschung. Diese Beringung hat der Leiter der Vogelwarte der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft zu Rossitt, Thimemann, vom Jahre 1903 an zur Hauptaufgabe der Forschung gemacht.

Mit der Feststellung der Höhe des Vogelzuges hat sich schon vom Jahre 1901 an der damalige Oberleutnant eines Garde-Kavallerieregiments, von Lukanus, beschäftigt. Es herrschte lange Zeit hindurch die Ansicht, daß die Höhe des Vogelzuges 12 000 Meter betrage. Dieser Meinung war besonders der auf Helgoland lebende Maler Gätke. Seine Beobachtungen hat er in dem Werke „Vogelwarte Helgoland“ niedergelegt. Der Astronom Spill schätzte die Höhe der in seinem Fernrohr vorüberziehenden Vögel auf 4000 bis 8000 Meter. Nachdem aber durch die wissenschaftlichen Ballonfahrten festgestellt wurde, daß in 5000 Meter Höhe nur noch ein Luftdruck von etwa einer halben Atmosphäre herrscht, und daß in den von Gätke angegebenen Höhen Kältegrade von 20 bis 40 Grad Celsius zu finden sind, begegnete man den großen Höhenangaben mit Zweifeln. Von Lukanus befaßt sich mit dieser Frage und ließ durch einen Fesselballon ausgestopfte Buffarde, Saatkörnen usw. in Flugstellung an einer 10 Meter langen Schnur in die Luft heben und notierte die Höhen, in denen die einzelnen Tiere noch als Punkt sichtbar waren. Der größte Vogel war bis höchstens 2000 Meter erkennbar, was zu den Feststellungen Gätkes ein abweichendes Ergebnis bedeutete. Bei Freiballonhochfahrten nahm von Lukanus einige Zugvögel mit und stellte fest, daß in den an Sauerstoff ärmer werdenden Höhen die Vögel zunächst keinerlei Nahrung mehr zu sich nahmen und schließlich bewußtlos wurden. Nach

Zuführung von verdichtetem Sauerstoff erholten sich die Vögel wieder. Sie wurden dann in der Höhe, in der sie noch gerade Leben zeigten, hinausgeworfen, aber ein Fliegen konnte nicht mehr beobachtet werden, sie fielen zur Erde.

Die Frage der Zugstraßen der Vögel ist durch die Vogelberingung restlos gelöst. Es sind so viele mit Ringen der Vogelwarte Rossitt versehene Vögel in den verschiedenen Ländern gefangen oder tot gefunden worden, daß die einzelnen Zugstraßen genau festliegen. Aber darüber, wie die Vögel ihren Weg finden, herrschen verschiedene Ansichten. Manche behaupten, die Vögel, insbesondere Brieftauben, seien durch einen magnetischen Sinn besonders befähigt, sich zurechtzufinden; andere sagen, die Alten zeigen den Jungen den Weg. Das kann aber nicht sein, denn die jungen Stare z. B. ziehen eher fort als die alten. Eine weitere Meinung ist die, die Zugvögel wanderten aus Gebieten des hohen nach solchen niedrigen Luftdrucks, oder sie ließen sich durch die Windströmungen leiten, oder sie orientierten sich nach den Himmelsrichtungen.

Bei den Brieftauben wird der Orientierungssinn planmäßig ausgebildet. Die jungen Tauben werden zunächst in nahen, dann in immer zunehmenden Entfernungen vom Schläge aufgelaufen, und zwar werden die Tiere meist nur nach einer einzigen Himmelsrichtung eingeübt. Von einer Brieftaubenstation des Luftschiffer-Bataillons wurde auf Ballonfahrten bei aufgelaufenen Tauben beobachtet, daß sie sehr unregelmäßig und nur zu einem geringen Teil zurückkehrten. Der Grund schien darin zu liegen, daß die Tauben die Himmelsrichtungen nicht kannten. Die Zahl der zurückkehrenden Tiere wurde sofort größer, als diese nach Gruppen entsprechend den vier Haupthimmelsrichtungen jeweils den Ballonen mitgegeben wurden. Auch der Stand der Sonne hat vermutlich Einfluß auf die Orientierung, da bei den Übungsflügen am Mittag und Nachmittag das Ergebnis besser wurde. Ferner erleichtert die gute Sicht die Orientierung, da bei trübem und stürmischem Wetter die Prozentzahl der zurückkehrenden Tauben geringer war.



# Astronomisches vom Oktober 1927.

Von Professor E. Hülskötter.

Mit dem Oktober treten wir in den Herbst ein. Bei der Kalendereinrichtung des Altertums war er der achte Monat des Jahres, weshalb sein Name verständlich ist unter der Berücksichtigung, daß unser deutsches „acht“ lateinisch „octo“ ist. Uns Rheinländern ist seine deutsche Benennung „Weinmonat“, die ihm unter Karl dem Großen gegeben wurde, ganz besonders verständlich.

Der Anblick des Sternhimmels variiert innerhalb dieses Jahreszwölftels besonders augenfällig. Vor allem ist ja doch die Änderung der Tageslänge nach dem „Äquinoktium“ — d. h. nach der Tagundnachtgleiche des 23. Septembers — außerordentlich hervortretend. An diesem kritischen Tage ist bekanntlich Sonnenaufgang 6 Uhr und Untergang 18 Uhr; das hat sich bis zum 1. Oktober nur verschoben auf 6,02 Uhr bzw. 17,08 Uhr. Aber bis zum 31. Oktober ändern sich diese Zeiten dahin ab, daß Aufgang auf 7,03 Uhr und Untergang auf 17,01 Uhr fällt. Die Lichtspenderin zeigt das auch deutlich an, da sie innerhalb dieser vier Wochen täglich um etwas mehr als  $\frac{1}{3}$  Grad sinkt in ihrer höchsten Höhe, die sie allemal um die Mittagsstunde erreicht; dadurch hat sie am 31. Oktober eine Stellung um mehr als das 22fache ihres eigenen Durchmessers unter dem Punkte des Himmelsgewölbes, in welchem sie am 1. Oktober um dieselbe Zeit zu finden war. Man kann das leicht verfolgen, wenn man sie pünktlich jeden Mittag von demselben Standort aus gegen besondere Höhenpunkte, vor allem Turmspitzen, einstellt. Damit erklärt sich uns dann die rapide Verkürzung der Tageslänge um nahezu 2 Stunden innerhalb dieser kurzen Zeit. Was das nun für das Sternhimmelsbild zu bedeuten hat, weiß besonders jeder Sternfreund zu würdigen.

Gegen 20 Uhr bietet sich uns jetzt schon der Anblick, den der September erst nach 22 Uhr geben konnte, und vor allem zeigt uns zu Monatsbeginn die 22. Stunde bereits, daß die Winterbilder wieder aufsteigen, so daß am Monatschluß um diese gleiche Stunde ihre ersten Vertreter: der Stier und das

Siebengestirn, desgleichen die Sterne des Zwillingbildes, den östlichen Himmelsrand wieder schmücken. Um diese Stunde durchzieht unsere Meridianlinie sechs markante Sternbilder; in der Richtung von Nord nach Süd sind es: Großer Bär, Kleiner Bär, Cepheus, Pegasus, Wassermann und südliche Fische. Vom letzteren Sternbild steht der sehr auffällige Stern erster Größe, ‚Somalhaut‘, eben über dem Horizont fast im Meridian (siehe Karte); er ist nur in dieser Herbstzeit in unseren Breiten zu sehen. Der in der Karte

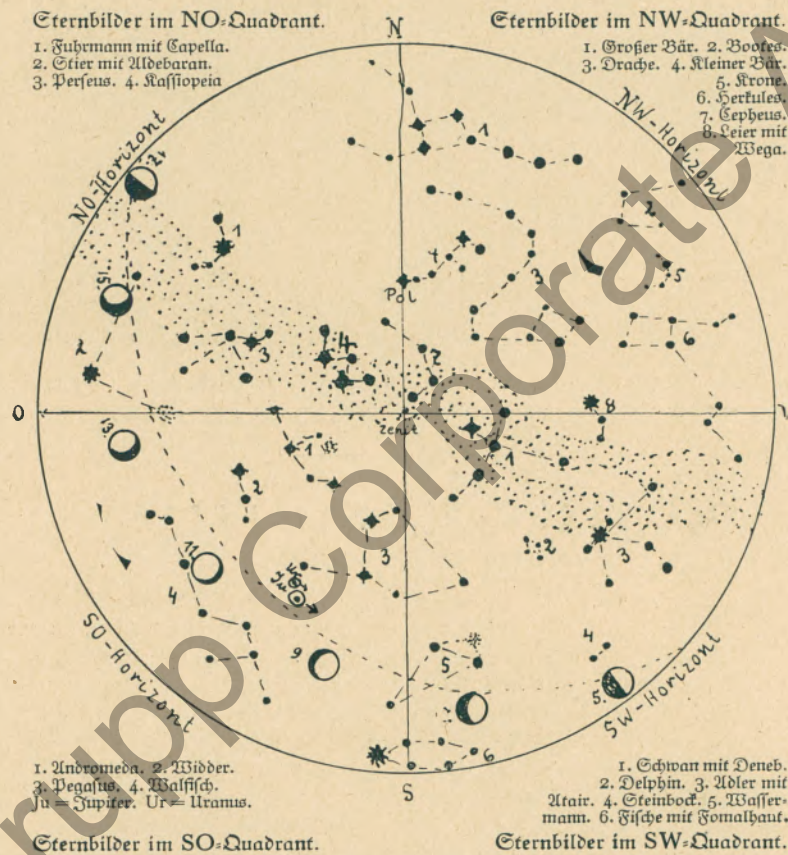
angedeutete und leicht aufzufindende Sternhaufen über dem Wassermann ist ebenfalls in dieser Zeit in günstigster Beobachtungsstellung und gehört mit zu den schönsten Bildern dieser Art.

Von den Planeten kommt für das freie Auge am Abendhimmel nur Jupiter in Betracht. Er kulminiert in hellstem Glanze zwischen 23½ Uhr (zu Monatsbeginn) und 21½ Uhr (am Monatsende) und wird daher selbst für kleine Ferngläser um diese Zeiten hübsche Mönchchenbeobachtungen ermöglichen. Merkur und Mars bleiben unsichtbar, denn sie sind im Bereiche der Sonnenstrahlung. Venus ist Morgenstern und wird am 17. d. M. mehr als zwei Stunden vor Sonnenaufgang schon in ihrer größten Helligkeit erstrahlen. Saturn steht nach wie vor in der Abenddämmerung zu tief am Horizont, um als Beobachtungsobjekt die-

nen zu können. Uranus ist etwas nordöstlich dicht über Jupiter zu finden.

Für den Mondlauf gelten in diesem Monat folgende Daten: erstes Viertel am 4. Oktober um 2 Uhr, Vollmond am 10. Oktober um 21,02 Uhr, letztes Viertel am 17. Oktober um 14,05 Uhr und Neumond am 25. Oktober um 15,06 Uhr.

Als Sondererscheinung dürften die sogenannten Orioniden im dritten Viertel des Monats auffällig werden; es sind Meteore von größerer Helligkeit, die in der Gegend des Orionsternbildes, also tief am Osthimmel, in unser Gesichtsfeld zu treten pflegen. Das Sternbild selbst kommt erst nach Mitternacht in den Horizontkreis.



Sternbilder im NO-Quadrant.

1. Fuhrmann mit Capella.
2. Stier mit Aldebaran.
3. Perseus. 4. Kassiopeia

Sternbilder im NW-Quadrant.

1. Großer Bär. 2. Bootes.
3. Drache. 4. Kleiner Bär.
5. Krone.
6. Herkules.
7. Cepheus.
8. Leier mit Vega.

1. Andromeda. 2. Widder.
3. Pegasus. 4. Walfisch.
- 5 = Jupiter. Ur = Uranus.

Sternbilder im SO-Quadrant.

1. Schwan mit Deneb.
2. Delphin. 3. Adler mit Altair.
4. Steinbock. 5. Wassermann. 6. Fische mit Somalhaut.

Sternbilder im SW-Quadrant.

Oktoberbild des Sternhimmels im rheinisch-westf. Industriebezirk. Zu Monatsanfang gegen 22 Uhr, Mitte 21 Uhr, Ende 20 Uhr.

### Zeichenerklärung.

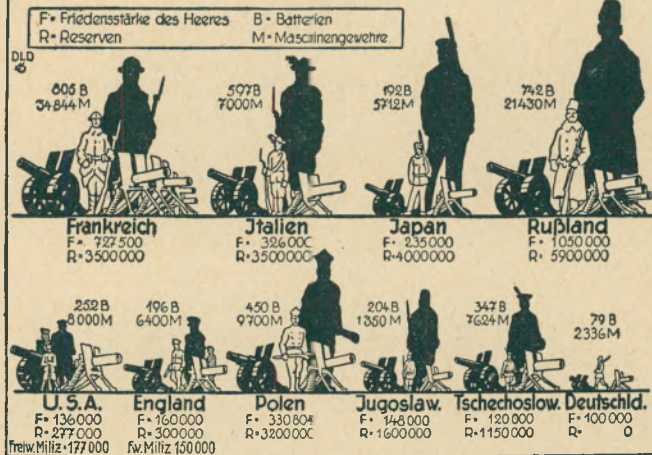
Sterne: \* 1. Größe; \* 2. Größe; • 3. Größe; • 4. Größe; ☾ Mond; ☿ Planeten; ☼ Nebel und Sternhaufen.

Die Sterne 1. Größe in den Sternbildern haben besondere Namen, die angegeben sind.



# Die Welt in Waffen.

## Der gegenwärtige Rüstungsstand Landheere



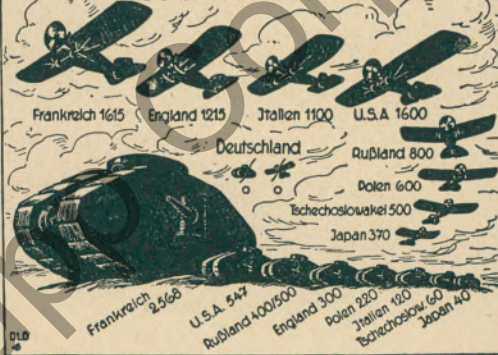
## DER GEGENWÄRTIGE RÜSTUNGSSTAND DIE FLOTTEN



In allen Ländern wurde nach dem Kriege nicht an eine Herabsetzung der Rüstungen, sondern vielmehr daran gedacht, alle Erfahrungen des Weltkrieges und alle technischen Fortschritte für die Stärkung der Kampfkraft von Armee und Flotte nutzbar zu machen. Die Ausrüstung mit technischen Kampfmitteln, die schon während des Krieges ungeheuer gesteigert worden war, ist nach dem Kriege noch weiter entwickelt worden. Deshalb kann man die militärischen Verbände, wie Divisionen, Brigaden usw., heute nur schwer mit denen der Vorkriegszeit vergleichen, weil ihr Aufbau sich infolge der starken Veränderung hat, als ihre materielle Kraft durch die Ausstattung mit schweren Maschinengewehren, schweren Batterien, Tanks, Panzerwagen, Flugzeugen und Funkgerät eine gewaltige Steigerung erfahren hat.

Dagegen ist die Zahl der Mächte, die eine Flottenpolitik von weltpolitischer Bedeutung zu treiben vermögen, heute erheblich geringer als vor dem Kriege. Deutschland und Österreich-

## Der gegenwärtige Rüstungsstand Die technischen Kampfmittel



## Deutschlands Abrüstung

Es wurden bis 1926 abgeliefert, zerstört, abgewrackt oder versenkt:

- über 6 Millionen Handfeuerwaffen
- 107.000 Maschinengewehre
- 83.300 Geschütze u. Minenwerfer
- 38.750.000 geladene Artilleriegeschosse
- 332.500 ungeladene Artilleriemunition u. dergl.
- 16.500.000 Hand-, Gewehr- und Wurfgranaten
- 473.000.000 Handwaffenmunition
- 37.600 t Pulver
- 14.014 Flugzeuge
- 27.757 Flugzeugmotoren
- 26 Großkampfschiffe
- 4 Küstenpanzer
- 19 Kleinz. Kreuzer
- 21 Schul- u. Spezialschiffe
- 83 Torpedoboote
- 315 U-Boote



Ungarn sowie Rußland zählen heute nicht mehr als Flottenmächte übrig bleiben in Europa neben der englischen nur die französische und die italienische Flotte, die beide zusammen gegenüber der englischen an Gesamtkraft höchstens sich wie 3 : 5 verhalten. An außereuropäischen Staaten besitzt außer den Vereinigten Staaten von Amerika nur Japan eine namhafte Flotte, die drittgrößte der Welt. Auch ihr Verhältnis zur englischen ist etwa wie 3 : 5.

Die Entwaffnung Deutschlands war in der Hauptsache, d. h. ungefähr bis zu 95 Prozent, schon 1923 durchgeführt, so daß die Kontrollkommission nicht erst drei Jahre später ihre Tätigkeit hätte beenden müssen. Ein Vergleich der Verteidigungsmittel, die der Versailler Vertrag Deutschland belassen hat, mit der Landes-, See- und Luftausrüstung der anderen europäischen Staaten, und zwar nicht nur der Großmächte, sondern auch der Klein- und Mittelstaaten, zeigt deutlich die völlige militärische Unterlegenheit Deutschlands.





# Die hauswirtschaftliche Ausbildung der berufstätigen weiblichen Jugend.

Von Martha Dieselhorst.

Erzieht einen Knaben und ihr habt bestenfalls den Grund zu einer werdenden Persönlichkeit gelegt, erzieht ein Mädchen und ihr erzieht zugleich eine gebildete Familie.“

Die Tatsache, daß in den letzten Jahrzehnten eine immer stärkere Verflechtung der Frau in das berufstätige Leben eingetreten ist, scheint auf den ersten Blick eine Abwandlung und Abschwächung dieses Grundsatzes zu bedingen; denn die Berufstätigkeit einer Frau schaltet diese doch wohl zwangsläufig aus der Stellung als Hüterin des Familienlebens aus und verneint damit die Notwendigkeit einer hierauf gerichteten Erziehung.

Bei genauerer Prüfung der Verhältnisse erscheint jedoch eine derartige Schlussfolgerung durchaus abwegig. Wohl die wenigsten erwerbstätigen Frauen betrachten ihre Verflochtenheit in die Wirtschaft als „Beruf“ im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. als die Aufgabe, zu der sie sich „berufen“ fühlen. In den meisten Fällen haben die wirtschaftlichen Verhältnisse im Elternhause, die Unmöglichkeit auf der einen Seite, einen arbeitsfähigen untätigen Esser jahrelang am karg gedeckten Tisch durchzuhalten, der feste Wille auf der anderen Seite, auf eigenen Füßen zu stehen, den Entschluß, einen Beruf zu ergreifen, ausschlaggebend beeinflusst. Und wer die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt einigermaßen überschaut, weiß, daß nach einer gewissen Reihe von Jahren nur noch ein geringer Prozentsatz der weiblichen Arbeitskraft berufstätig ist, während der größte Teil inzwischen sich seinem eigentlichen Berufe zugewandt hat: Frau und Mutter zu werden.

Diese Erkenntnis zwingt nun aber folgerichtig zu der klaren Fragestellung: Was ist bisher getan, um diesen selbstverständlichen Berufswechsel zu erleichtern und vorzubereiten? und: Was bleibt zu tun übrig?

Unter gewissen geringfügigen Vorbehalten darf die erste Frage mit einem bedauerlichen: Nichts!, die zweite mit einem entschiedenen: Alles! beantwortet werden. —

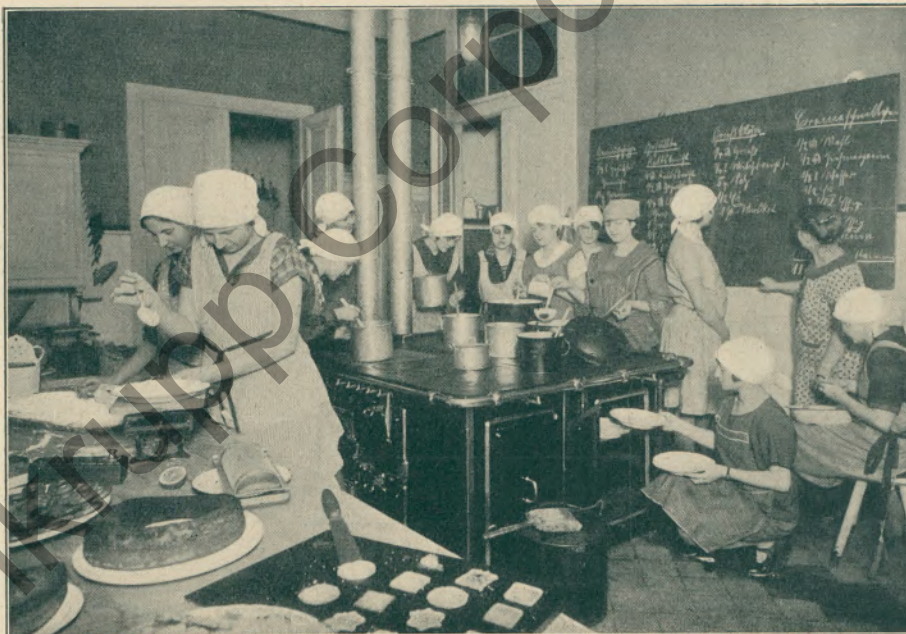
Von verschiedenen Seiten wird die Gesamtheit der aufzustellenden Forderungen in das sich geteilter Beliebigkeit erfreuende Schlagwort „Frauendienstjahr“ gekleidet, ohne daß der Betreffende sich irgendwelche Gedanken darüber macht, welche Mittel ein allgemeines Frauendienstjahr von Reich und Staat fordern würde, der durch andere, noch dringendere Verpflichtungen — es sei nur die Erwerbslosenfürsorge angedeutet — über Gebühr in Anspruch genommen ist.

Zweifellos stellt das Frauendienstjahr mit seiner einheitlichen Erzie-

hung und Ausbildung ein erstrebenswertes Ziel dar, nur — daß wir es mit dem besten Willen im Augenblick nicht erreichen können. Aber auf ein anderes, näherliegendes Ziel können wir hinarbeiten, wenn jeder einzelne sich bemüht, nach Maßgabe seiner Kräfte so zu handeln,

„als hinge von ihm und seinem Tun allein die Zukunft ab der deutschen Dinge und die Verantwortung wär' sein“.

Es hieße den zweiten Schritt vor dem ersten machen, wollte man den Weg zum Ziel aufdecken, ohne das angedeutete Ziel selbst klar und eindeutig umrissen zu haben.



Schülerinnen der Frauenberufsschule Leipzig.

(Photothet.)



Das Ziel: der weiblichen erwerbstätigen und nicht erwerbstätigen Jugend Gelegenheit zur Aneignung gründlicher hauswirtschaftlicher Kenntnisse zu geben. Die Wissensgebiete: Gesundheitslehre, Ernährung, Wohnung, Kleidung, planmäßige Haushaltsführung, Kinderpflege und eine Einführung in die Grundbegriffe der —man verzeihe das gelehrt klingende Wort— Soziologie oder Gesellschaftslehre.

Das Fundament des Weges zum Ziele hin: vor allem die gesamte erwerbstätige weibliche Jugend, mag sie als Arbeiterin in der Textilindustrie Wolle sortieren, als Stenotypistin hinter der Schreibmaschine hocken oder als „wissenschaftliche“ Lehrerin Kinder erziehen. In gleicher Linie damit vor der Front: die Menge der erwerbslosen weiblichen Jugend, die, durch fremde Kräfte aus ihrer Bahn geschleudert, heute gezwungen untätig sich im Haus herumdrückt und in den seltensten Fällen sich im Haushalt nützlich machen kann, da ihr Nähen, Stopfen, Flickern und all die anderen tausend Kleinigkeiten, die in ihrer Gesamtheit den Begriff „Hauswirtschaft“ verkörpern, ein Buch mit sieben Siegeln bedeuten.

Der Weg? Dem Staat ist die Möglichkeit des Wegbereiteins, wie an anderer Stelle schon erwähnt, genommen oder wenigstens für die nächste Zukunft so erschwert, daß diese endgültige Lösung sich von selbst verbietet. Daher zwingt die augenblickliche Lage zum Ersatzmittel. Nicht

der Staat, der einzelne muß mit der Opferwilligkeit, die er während des Krieges bewiesen hat und die ihm in der kurzen Spanne des letzten Jahrzehnts nicht gänzlich fremd geworden sein dürfte, in die Bresche springen. Freiwillige vor die Front! Den berufenen Kern

dieser wirtschaftlichen Freiwilligentruppe stellen die Frauenvereine dar. Sie allein sind in jeder Beziehung geeignet, den Gedanken einer hauswirtschaftlichen Erziehung der weiblichen Jugend aufzugreifen, in Angriff

zu nehmen und mit unterstützender Hilfe der öffentlichen Körperschaften erfolgreich durchzuführen. Man versuche nicht mit dem lahmen Einwand zu kommen, die Frauen könnten nicht organisieren. Wer die Kriegszeit mit durchgemacht hat, weiß, daß sie zu organisieren verstehen, mag er nun seine Feststellung, daß der von den Frauenverbänden in einmütigem Zusammenwirken organisierte Bahnhofsdiens, 'Klappte', als Verwundeter oder als Urlauber gemacht haben. —

Es ist selbstverständlich, daß die Arbeit der Frauenvereine sich nur darauf beschränken kann, die für die geforderte Ausbildung notwendigen Arbeits- oder, besser gesagt, Lehrkräfte zur Verfügung zu stellen, die Hergabe der Lehrmittel — die in den allermeisten Fällen schon vorhanden sein dürften oder leicht zu ergänzen sind — ist Sache der öffentlichen Körperschaften, in erster Linie der Gemeinden.

In ganz knappen, großen Umrissen angedeutet, wäre die Durchführung des Problems ungefähr folgendermaßen zu denken: Von der Stadt werden die erforderlichen Räume, Schulzimmer evtl. Haushaltsküche mit geeigneten Nebenräumen, Handarbeitsäle für Näh- und Flickkurse usw. zur Verfügung gestellt. Die Kosten für Heizung und Beleuchtung

übernimmt die Stadt und stellt, wenn möglich, auch eine ausgebildete Lehrkraft für den theoretischen Unterricht. Aus Ersparnisgründen schließt sich die Unterrichtszeit zweckmäßig an die der Fortbildungsschule an, oder umgekehrt. Das städtische Dezernat für



Ausbildung der weiblichen Jugend im Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin. Kleinkinderpflege. (Photothek.)



Im Pestalozzi-Fröbel-Haus. Früh übt sich . . . (Photothek.)



Unterrichtswesen stellt gemeinsam mit einer aus den beteiligten Frauenvereinen gebildeten Kommission den Lehr- und Unterrichtsplan auf. Alles andere, insbesondere die Stellung der Lehrkräfte, ist Sache der Frauenvereine, aus deren Reihen sich ehrenamtliche Helferinnen zur Übernahme des praktischen Unterrichts in ausreichendem Maße gern zur Verfügung stellen werden. Voraussetzung ist engste und einmütige Zusammenarbeit der einzelnen Verbände; denn nur hierdurch kann das Werk so gefördert werden, wie es unbedingt erforderlich ist.

Die Beteiligung an den Kursen, die unentgeltlich abgehalten werden, ist vorläufig grundsätzlich freiwillig, zwingend nur, soweit es sich um Erwerbslose handelt, die Anspruch auf Erwerbslosenunterstützung erheben oder der gemeindlichen Wohlfahrtspflege zur Last fallen. Mehrmaliges Fehlen in den Kursen hat Erziehung der Unterstützung zur Folge. Der Einwurf und die Befürchtung, daß die Kurse nicht gut besucht werden könnten, erscheinen nicht stichhaltig. Als Beweis dafür dienen einerseits die Erfahrungen mit derartigen in der Schweiz längst eingerichteten Kursen, die sich außerordentlich bewährt haben und deren Studium für Einzelheiten der Durchführung des Problems sehr zu empfehlen ist. Auch in Deutschland haben sich die in vereinzelten Städten in den letzten Jahren eingeführten Kurse durchaus bewährt und erfreuen sich, wie der zahlreiche und freudige, zumeist freiwillige Besuch beweist, starker Beliebtheit. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, in dem Städtchen Vlotho, einem durch seine ausgedehnte Zigarrenindustrie bekannten Flecken Westfalens (Einwohnerzahl  $4\frac{1}{2}$  Tausend),

von städtischer Seite Pflichtkurse für Erwerbslose eingerichtet, die nicht nur von den letzteren pünktlich und freudig besucht werden, sondern an denen auch eine große Zahl von Freiwilligen teilnimmt.

Trotz der schwierigen geldlichen Lage unserer Verwaltungen dürfen die Frauen, die wissen, daß die Wiedergesundung unseres Familienlebens und damit des ganzen Volkes, daß die größte Verantwortung dem Staate gegenüber auf ihren Schultern liegt, nicht ihr Ziel aus dem Auge lassen; sie müssen sich zielbewußt dafür einsetzen. Um das Wichtigste im Leben zu erreichen, ist es notwendig, Mittel und Wege zu finden. Jeder muß an seinem Platze helfen, denn nur, wenn alle Kreise des Volkes die hohe soziale und wirtschaftliche Bedeutung der Hausfrauenarbeit anerkennen und wenn sie mitarbeiten, daß ihr die gesetzliche Förderung und Fürsorge in dem verlangten Umfange zuteil wird, kann auch die Frau an jeder Stelle ihre volle Kraft entfalten, um am Emporringen unseres Volkes aus der heutigen Not mitzuhelfen. Den Frauenvereinen, auf welcher sozialen oder religiösen Grundlage sie auch stehen mögen, gehört das Wort. Vorbeugen ist besser als heilen! — Es geht ums Ganze, es gilt unseren Kindern, der Zukunft unseres Vaterlandes! Gemeinsam ans Werk! Bringt den Stein ins Rollen und zeigt, wie ihr durch gemeinsames einmütiges Ringen die Sache vorangebracht habt. Beispiel ist alles. Der Ernst und die Aufopferung, mit der die deutsche Frau vorangeht, werden dem Staate die nötige Achtung abringen und ihn Mittel und Wege finden lassen, nun auch seinerseits einzugreifen.



Haushaltskurse der Stadt Düsseldorf für erwerbslose Arbeiterinnen und Angestellte.





## Der deutsche Sport im Jahre 1927.

Was wir können und noch nicht können!

In dem jetzt abgeschlossenen Sportjahr haben wir es erlebt, daß eine ganz gewaltige Leistungssteigerung in fast allen Wettbewerben stattgefunden hat, eine Leistungssteigerung nicht so sehr einzelner weniger, unserer Meister und Rekordhalter, sondern noch stärker die der starken Menge, die hinter diesen steht. Die zähe, stille Arbeit der deutschen Sportbewegung hat ihre Früchte gebracht, die Richtigkeit des Leitgedankens „Nicht reine Höchstleistungen, sondern Massenausbildung“ hat sich glänzend erwiesen. Das zweite bedingte grundlegend das erste! Aber auch die Voraussetzungen für beides, für ein verallgemeinertes, kultiviertes, höchstgesteigertes Können — gepflegte Kampfbahnen, gepflegte Plätze — wurden allenthalben unter nicht geringen Opfern an Geld und Arbeit geschaffen.

Was vor Jahren, als Houben seine beispiellosen Erfolge über erste auswärtige Sportler davontrug, oder auch noch im letzten Jahre bei Dr. Pelzers Siegen töricht und wenig sportlich erschienen wäre, ist heute ein Gebot der Stunde im Blick auf die Olympiade 1928, von der uns nur noch Monate trennen: heute heißt es, nüchtern und besonnen unsere Leistungen ernstlich mit den Leistungen der Welt zu vergleichen und da, wo es noch not tut und Erfolg verspricht, Zahlen, Meterweiten, Zehntelsekunden herauszuholen. Wo früher die Hoffnungen des ganzen deutschen Sports sich auf die Arme, Beine und den Kopf nur eines Houben, Pelzer, Körnig und Holz stützten, steht heute in fast jeder Sportart ein gutes Duzend junger, sportgestählter Kräfte, die Gleiches, wenn nicht Besseres, dazu in verblüffend sicherer Beständigkeit, leisten. Heute sind bei größeren Veranstaltungen Erfolge nur mit Leistungen zu erringen, die im Vorjahre noch zu Meisterschaften gereicht hätten. So sehr hat sich das allgemeine Können bei uns gehoben.

Diese Leistungssteigerung ist fast allen Übungen zugute gekommen, am meisten natürlich den Läufen, die bei uns, wie in allen Ländern, immer eine bevorzugte Rolle gespielt haben und am stärksten gepflegt wurden. Man kann wohl sagen, daß wir Deutsche auf den Kurzstrecken kein Land der Welt zu fürchten haben. Die Besten der Welt wurden in diesem Jahre auf deutschem Boden und mit der gleichen Sicherheit auch auf ausländischen Bahnen von unseren Kurzstrecklern geschlagen. Selbst in Amerika, das im Vorjahre beschlossen hatte, im Jahre 1927 keine Auslandsstarts zu genehmigen, sind die verblüffenden deutschen Siege nicht ohne Eindruck geblieben. In letzter Stunde sandte man eine Herbstexpedition nach Deutschland unter Führung des Olympiasiegers J. Scholz. Aber auch der große Scholz mit den Seinen mußte nicht eine, sondern eine Reihe von Niederlagen hinnehmen. Er mußte sich nicht einem Deutschen beugen, sondern der Reihe nach der ganzen deutschen Auslese! Mit dem Unterton schmerzlicher Enttäuschung schreibt daher auch die führende französische Sportschrift L'Auto: „Glückliche Nachbarn im Osten! . . . Denkt an uns, wenn ihr zuviel Sprinter habt!“

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so überragend, liegt die Aufwärtsentwicklung unserer Mittelstreckler. Neumann, Storz, Büchner, der in Paris ganz Besonderes leistete, halten bequem über die 400 Meter jedem Ausländer die Wage. Engelhardt, Böcher, Pelzer, der durch seine Siege in Irland dort zwei Meisterschaften holte und in eine immer besser werdende Form kommt, zeigten Leistungen, wie der deutsche Sport sie derartig gut und beständig noch nicht gesehen hat. Der junge Nachwuchs auf den Langstrecken, Kohn und Petri, abgesehen von den anderen, haben Altmeister Bedarfs Erbe würdig angetreten.

Was für die Läufe im allgemeinen gilt, ist auch bei den Sprüngen und Würfen der Fall. Auch hier ist diese Steigerung des allgemeinen Könnens festzustellen, besonders stark im Kugelstoßen und Diskuswerfen, etwas schwächer im Weit- und Hochsprung. Nur in zwei Übungen sind wir im Laufe dieses Jahres ganz wenig fortgeschritten: im Stabhochsprung und im Speerwerfen. Um so erfreulicher ist es, daß wir wenigstens gerade noch zum Schluß des Sportjahres im Speerwerfen eine erhebliche Steigerung des Könnens aufweisen können, die sich nicht auf einen Mann beschränkt, sondern von einer größeren Anzahl Speerwerfer erreicht wurde. Noch bis in den diesjährigen Meisterschaften hatte kein Deutscher über 59 Meter geworfen. Bei den Meisterschaften selbst waren die Ergebnisse überaus schlecht. Heute haben wir eine Reihe Speerwerfer, die die 60-Meter-Grenze überbieten; wir dürfen dabei aber nicht vergessen, daß das Speerwerfen in den skandinavischen Ländern und in Ungarn erst mit 60 Meter sozusagen beginnt. Um auch nur einigermaßen Aussicht auf Plätzehren in Amsterdam zu haben, müssen wir auf diese Übung mehr Wert legen, sie stärker in der Ausbildung unserer Leichtathleten berücksichtigen, sie bei den Veranstaltungen mehr zur Geltung kommen lassen und sporttechnisch für bessere Abwurfstellen auf unseren Kampfbahnen sorgen.

Bei dieser Betrachtung unserer Leistungssteigerung in der Leichtathletik erhebt sich auch die Frage: „Werden die deutschen Frauen in Amsterdam eine Rolle spielen?“ Diese Frage kann man schon heute mit einem beruhigenden, sicheren Ja beantworten. Deutsche Sportlerinnen erzielten in den letzten Wochen eine ganze Anzahl neuer Weltrekorde. Die Mehrzahl der bestehenden Weltrekorde ist in ihrem Besitz. Verstärkt durch das ganz vorzügliche Material, das zudem noch im Lager der deutschen Turnerinnen vorhanden ist, wird der deutsche Frauensport zweifellos in Amsterdam zu verdienten Siegesehren kommen.

Mit noch größerer Sicherheit als die deutschen Leichtathleten gehen deutsche Schwimmer in den Olympiakampf. Die deutschen Siege in den Europameisterschaften Budapest 1926 und Bologna 1927 sind noch in aller Erinnerung. Sie haben doppelt bewiesen, daß wir die führende Schwimmsportnation Europas sind, trotz des „Weltwunders“ Arne Borg auf gegnerischer Seite, der von 79 Punkten allein 39 Punkte



in den Einzelrennen für sich gewann. Ganz besonders erfreulich ist die Tatsache, daß nicht nur unsere Schwimmer ihren Ruf sicherstellten, sondern auch die Schwimmerinnen durch ihre Leistungen jetzt mit zur europäischen Spitzengruppe zählen, die aus Holland, England und Deutschland gebildet wird. Budapest und Bologna waren schwere Vorprüfungen für Amsterdam. Gleichzeitig ist man sich aber im Lager aller deutschen Schwimmer wohl bewußt, daß beide Male die starken Amerikaner und Japaner fehlten, und daß daher für Amsterdam noch harte Arbeit geleistet werden muß, um auch dort in Ehren zu bestehen.

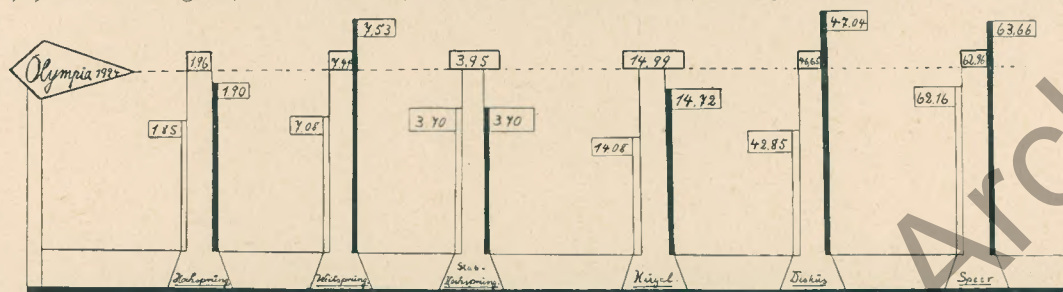
Was die übrigen Sportarten betrifft, die für die Olympiade in Frage kommen, so kann man sich heute vorerst noch kurz damit begnügen, daß der Fußball, im allgemeinen schon viel vom Zufall begünstigt und benachteiligt, keinerlei Voraussage zuläßt. Das hat der letzte Olympiasieger, die Mannschaft des bis dahin wenig bekannten Uruguay, hinlänglich bewiesen! War's Können oder blindes Glück? Jedenfalls gibt es kaum eine führende Mannschaft in den meisten europäischen Ländern, die nicht den olympischen Fußballsieger auf seiner Europa-Gastspielreise geschlagen hat.

Die spielstarken Kräfte des deutschen Fußballs (die Hochburg Nürnberg-Sürth, Hamburg, Berlin und der aufstrebende Westen) bieten zusammen mit den umsichtigen Maßnahmen des Olympia-Vorbereitungsausschusses des D. F. B. die sichere Gewähr, daß nur die wirklich Besten Deutschlands Farben auf dem Olympiastadion vertreten. Welch starke Talente noch im deutschen Fußballlager schlummern — es braucht ja nicht nur immer der Deutsche Fußball-Bund zu sein — haben in letzter Zeit die Werksportvereine und auch die Arbeiter-Sportbewegung bewiesen.

Die spielstarken Kräfte des deutschen Fußballs (die Hochburg Nürnberg-Sürth, Hamburg, Berlin und der aufstrebende Westen) bieten zusammen mit den umsichtigen Maßnahmen des Olympia-Vorbereitungsausschusses des D. F. B. die sichere Gewähr, daß nur die wirklich Besten Deutschlands Farben auf dem Olympiastadion vertreten. Welch starke Talente noch im deutschen Fußballlager schlummern — es braucht ja nicht nur immer der Deutsche Fußball-Bund zu sein — haben in letzter Zeit die Werksportvereine und auch die Arbeiter-Sportbewegung bewiesen.

mehr gewachsen. Unserem Nachwuchs fehlt die nötige Spielerfahrung, das Messen der Kräfte mit den besten Ausländern schon seit mehr als zehn Jahren. Auch unser ehrenvolles Abschneiden gegen die amerikanischen Spitzenspieler Tilden und Hunter im letzten Berliner Turnier und die Tatsache, daß eben diese Amerikaner im Spiel um den Davis-Pokal sich den Franzosen beugen mußten und damit nach zwei Jahrzehnten der Davis-Pokal wieder nach Europa kam, ändert nichts daran, daß wir vorläufig keine, auch gar keine Aussicht auf Weltgeltung haben. Verzichten — und stilles, unermüdliches Arbeiten an sich selbst kann nur der Leitgedanke des deutschen Tennissportfesten.

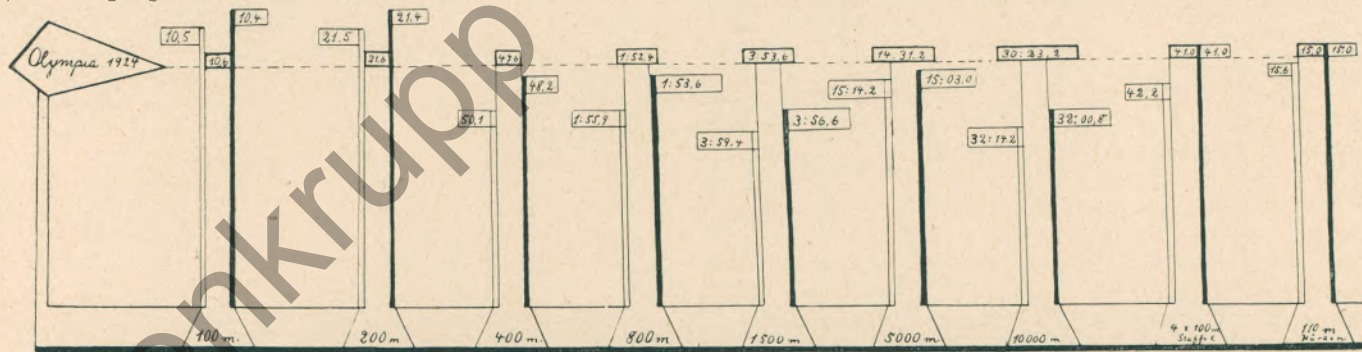
Ganz ähnlich liegen infolge der jahrelangen Ab-



schnürung die Verhältnisse im deutschen Rudersport. Kommt es zum Olympiakampf, hat einzig und allein Walter Flink, Frankfurt, in einem skurrilen Ausblick, und zwar erste Aussicht auf einen Sieg.

Sicher zu erwarten sind Siege, zum mindesten aber ehrenvolle Plätze auf der kommenden Winterolympiade, deren Austragung die Schweiz übernommen hat. Deutsche Langläufer und Springer auf dem Ski, die bisher immer gegen die besten Ausländer in den Alpen und im Norden ehrenvoll abschneiden, werden auch diesmal ihren Mann stellen!

Allerdings darf eins nicht vergessen werden: auch der Begier wächst mit uns. Wenige Monate trennen uns noch von dem großen Ereignis, der ersten Olympiade der Zeit nach dem Kriege! Die Winterarbeit des Olympia-Vorbereitungsausschusses hat begonnen. Der Oktober 1927 bringt die ersten Kurse der Kandidaten für das leichtathletische Olympia. Alle Namen gingen durch die Presse. Einer fehlt: der sympathische Köhner Hubert Houben, der auch in diesem



Verzeichnis der deutschen Bestleistungen 1924 und 1927 mit den Leistungen der Olympiade 1924.

Obere Tafel: Sprung- und Wurfwettkämpfe. — Untere Tafel: Kurz-, Mittel- und Langstreckenläufe.

(Die mittlere Ziffer gibt jeweils die Leistung der Olympiasieger an, links davon die deutsche Höchstleistung 1924, rechts die von 1927.)

Im Rad- und Bogensport sind unsere Hoffnungen nicht schlecht, ruhen aber im wesentlichen nur auf drei bis vier hervorragenden Könnern in jeder Sportart, die allerdings bisher keinen Gegner zu fürchten hatten und durch ihre Jugend eine gewisse Sicherheit auf Bewahrung ihrer Form bieten. Mit Engel, Steffes und Graue, vielleicht noch Oskar Rütt im Radsport, mit dem Kölner Dreigestirn Domgörgen, Lübbers, Müller im Bogensport fallen oder steigen die deutschen Hoffnungen für jeden Olympiaerfolg.

Schlecht sind unsere Aussichten gegebenenfalls bei einem Olympia-Tenniskampf, falls er zur Wirklichkeit wird. Der alte Kämpfer, unser ewig junger Altmeister Froitzheim, ist dem Ansturm der jungen Weltspieler des Auslandes allein nicht

Jahre bewies, daß er noch lange nicht zum alten Eisen gehört. Warum das? Aber selbst das ist nicht so schlimm, auch dies „Versehen“ läßt sich gutmachen. Bedenklicher erscheint jedoch die bisherige Beschränkung der Auswahl der Olympiakandidaten auf die Kreise des D. F. B. Will man erst im letzten Augenblick auf die talentiertesten Kräfte der Deutschen Turnerschaft und der Werksportbewegung, der Deutschen Jugendkraft und des Arbeitersports zurückgreifen? Im Frühjahr ist es bestimmt zu spät. Ein Ereignis wie die Olympiade 1928, die deutschem Sport und dem deutschen Volk Siege und Anerkennung bringen sollen, muß rechtzeitig Brücken schlagen im deutschen Sport, im deutschen Volk selbst.

U. C.





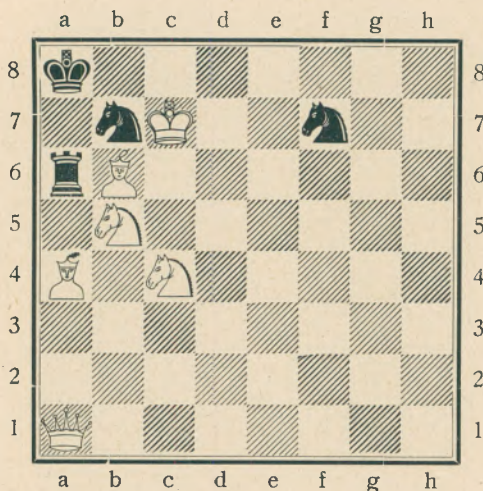
# Schach und Rätsel

## Schachette.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

### Aufgabe Nr. 31.

Von Kurt Behrend, Berlin.



Weiß: Kc7; Da1; L(2)a4, b6; S(2)b5, c4; [6].

Schwarz: Ka8; Ta6; S(2)b7, f7; [4].

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Trotz der Einfachheit nicht ohne Reiz!

Notizen. Auf verschiedene an uns ergangene Anfragen bezüglich Problemregeln und eingesandten Aufgaben teilen wir an dieser Stelle der Einfachheit halber mit:

1. Das Schlagen eines Steins im ersten Zuge ist nicht geradezu verboten, jedoch unschön; es sei der Fall, daß durch eine besonders gediegene Pointe der Fehler ausgeglichen wird.

2. Unter „nebenlösig“ versteht man eine Aufgabe, zu deren Lösung verschiedene Einleitungszüge möglich sind. Die Mannigfaltigkeit der späteren Züge bildet den Variantenreichtum einer Aufgabe.

3. Von den eingesandten eigenen Aufgaben der „Wert“-Schachfreunde waren die meisten zu einfach, um veröffentlicht zu werden; viele waren überdies nebenlösig. Trotzdem sind uns Eingänge von Originalaufgaben stets willkommen; wir werden die brauchbaren gern veröffentlichen.

Wir bitten nochmals, in Zukunft alle Zuschriften an die Hauptschriftleitung nach Düsseldorf, Breite Str. 28, zu senden.

## Lösung von Aufgabe Nr. 29.

(Endspielstudie.)

Weiß 1. Ke8-f7

Schwarz 1. Tg6-g5 gezwungen!

2. Kf7-f6

2. Tg5xBd5

3. Bc2-c4

3. Td5-e5

4. Bc4-c5+ und Weiß gewinnt den Turm und damit die

Partie.

X/43

## Silbenrätsel.

al - ant - bau - be - be - bert - de - de - der - do - du - en - fung - ga - gel - i - ka - la - le - lehr - li - li - man - man - me - mei - mi - nar - nat - ne - ne - no - nun - oel - on - rei - sa - ster - ta - tel - ten - ter - ti - tor - tow - vel - zi.

Aus vorstehenden 48 Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen bemerkenswerten Spruch ergeben, der an der Fassade eines Gruppen-Verwaltungsgebäudes der Vereinigten Stahlwerke A.-G. angebracht ist (ei = einmal ein Buchstabe).

Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. männlicher Vorname; 2. Molchart; 3. Vorgesetzter; 4. Baumbestand des Gartens Gethsemane; 5. Auto-Pneumatiks; 6. deutsche Stadt (bzw. Stadt in Brandenburg); 7. Verleumder; 8. gerade Fläche; 9. Balsam; 10. Musikinstrument; 11. Krokodil; 12. Erzählung; 13. Schlange; 14. Goldmünzen; 15. Nachbildung. h. Strunz, Gelsenkirchen.

## Köffelsprung.

ist	er	ter	und	sam	bist	me	her	frie	tief
gift	le	bal	hört	ger	such's	und	du	bäu	zens
un	zeit	ist	bens	rer	nicht	pört	ber	sten	dens
ber	ver	rühr	stun	nicht	är	streit	mur	em	les
es	was	ü	geh	be	für	auf	ist	stif	tig
zeit	laß	er	et	den	mit	ter	du's	al	ber
sten	nicht	der	ten	theo	dir	fei	wun	wich	haft
es	am	schwei	wirft	schon	dich	drif	ten	ü	den
dein	tag	gel	dor	am	du	scheint	ge	ten	am
		du	gen	er	son	schel	zwei		
				e	ten				
		läßt				fan			

## Schicksal?

Im Wort mit u sind deines Schicksals Sterne,  
Mit e ein Hafen ist's in welscher Ferne.

## Altgermanisches.

Wer mit dem Wort mit u begabt,  
Der Siege viel erfochten hatt',  
Ward mit dem Wort mit e gelabt  
Nach seinem Tod in Walhalls Statt.



## Sport-Silbenrätsel.

ar - auf - ba - bald - bo - chi - chi - cup - da - de - de - en - froiß -  
grud - heim - heim - la - lan - li - li - mar - mel - mie - mi - mur -  
na - nart - net - ney - no - nur - o - op - ofz - pa - pen - pelt - richs - ro -  
sand - sel - sem - son - the - ti - ti - tra - tun - vis - wi - wi - zer

Aus vorstehenden 52 Silben sind 20 Wörter zu bilden, welche folgende Bedeutung haben:

1. Spanischer Schwergewichtsböyer.
2. Deutscher Leichtgewichtsböyer.
3. Boxweltmeister im Schwergewicht.
4. Deutscher Tennismeister.
5. Größtes internationales Tenniseignis.
6. Italienischer Radrennfahrer.
7. Deutscher Schwergewichtsböyer.
8. Norwegischer Eisschnellläufer.
9. Deutscher 6-Tage-Fahrer.
10. Berühmter finnischer Langstreckenläufer.
11. Amerikanischer Sprinter.
12. Bekannter französischer Tennisspieler.
13. Deutsche Tennisspielerin.
14. Deutscher Schwimmer.
15. Belgischer Radweltmeister.
16. Berühmter schwedischer Läufer.
17. Deutscher Weltrekordmann im Laufen.
18. Berühmter, kürzlich verstorbenen amerikanischer Jockey.
19. Deutscher Radrennfahrer.
20. Besitzer des größten deutschen Rennstalles.

Bei richtiger Lösung ergeben die Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen der größten sportlichen Veranstaltung im Jahre 1928.

## Lösungen der Rätsel in Heft 9.

### Karrierätsel.

Lösung: Nansen. - Annam. - Murat. - Uri. - Rebe. - Ybis. -  
Anden. - Circe. - Wolga. - Gnu. - Bizet. - Egel. - Kiew. - Reh. -  
Erufi. - Hades. - Venus. - Jnn. - Ger.

Wer gute Menschen liebt, kann wenigstens nicht ganz verdorben sein.

(Lessing.)

### Kreuzworträtsel.

g	l	o	b	u	s			s	b	i	r	r	e	
n	a	m	u	r		g	i		b	l	o	e	m	
u	d	e	t		k	a	n	u		s	c	h	a	u
	e	g		g		l	a		g		e	l		
b		a		a	u			l	r	n		g		
r	a			n	f			e	a			u	r	
i	l	m		g	a	r	b	e	n		s	k	i	
a	s	e		e				a		i	a	p		
n	o			s	t	a	t	u	t		s	p		
d		e	i		e	l	a	n		f	g		e	
	u	r	a	l				e	a	r	l			
a	l	i				p	o				a	a	s	
b	a	c	h		w	o		d	o		l	i	t	
t	n		k	l	o	e	p	p	e	l		b	o	

## Lösung der Denkaufgabe in Heft 8.

Wie erwecke ich Zahlen zum Leben?

Die Beteiligung an dieser sehr reizvollen Aufgabe war verhältnismäßig gering. Die nach Ansicht der Schriftleitung der Aufgabe am besten gerecht werdende Lösung stammt von A. Stolze, Düsseldorf, und lautet:

Wie die Schleuse im Augustheft geschildert wurde . . .

„Die Schleuse besteht aus zwei Schleusenammern, von denen jede einen geschlossenen Schleppzug (ein Dampfer und drei Lastkähne) gleichzeitig aufnehmen kann. Um Wasser zu sparen, befinden sich neben jeder Schleusenammer zwei fünfstöckige Wasserspeicher, die bei Leerung der

Schleuse 30 000 cbm Wasser verschlucken, um die gleiche Menge auf einen Hebeldruck wieder in die Schleusenammer zu speien. Der gesamt Wasserinhalt einer Schleusenammer beträgt 42 000 cbm.“

. . . und wie ich die Zahlen zum Leben erweckte.

Wie gewaltig diese Ausmaße und Wassermassen sind, zeigen ein paar Vergleiche: 30 000 cbm sind genau ein Sechstel der gesamten jährlichen Weinproduktion (1,8 Millionen Hektoliter) Deutschlands; die modernste Feuerlöschspritze leistet 2000 Liter in der Minute bei 60 m Förderhöhe. Sie hätte volle 6 Stunden mit aller Kraft zu pumpen, um nur eine Schleusenammer zu leeren.

Der gesamt Wasserinhalt beider Schleusen, also 84 000 cbm, deckte den Tages-Wasserverbrauch einer Großstadt von über einer halben Million Einwohner (bei dem statistisch errechneten Tagesdurchschnitt von 150 Liter auf den Kopf der Bevölkerung).

Die Ausmaße der Baugrube der Binnenschleuse sind: Länge 360 m, Breite 100 m, Tiefe 22 m. Ein Vergleich mit dem Kölner Dom (157 m) und dem Ulmer Münster (161 m), die beide aufeinandergetürmt immer noch nicht die ganze Länge der Baugrube erreichen, drängt sich unwillkürlich auf.

Die Schleusenhöhe beträgt 18 m, die Schleusenlänge 225 m. „Cap Arcona“, der neueste deutsche Überseedampfer, hat „nur“ eine Länge von 206 m! (Vgl. „Das Werk“, Heft 8/VII, S. 33.)

Eine andere lehrreiche Gegenüberstellung: Denkt man an das heute technisch so interessante Gebiet der Müllbeseitigung der Großstädte, so ergeben sich folgende Vergleichszahlen: Über 500 000 cbm Tonmergel wurden beim Bau des Kanals durch Erdbewegung erfasst. Eine Großstadt wie Düsseldorf mit ihren rund 500 000 Einwohnern hat „nur“ eine jährliche Müllmasse von etwa 165 000 cbm zu bewältigen. Daß auch diese Arbeit nicht gerade als Kinderspiel anzusprechen ist, beweist, daß diese Abfallstoffe, aufeinandergetürmt, am Jahresende fast den Umfang und die Höhe des Völkerschlachtdenkmals mit seinen 180 000 cbm Rauminhalt erreichen würden. (Vgl. S. 463 des vorl. Heftes. Die Schriftl.)

Reizvoll ist ein Vergleich mit den 250 000 cbm Beton und 6000 Tonnen Rundeseisen, die beim Bau der Schleuse verbaut wurden. 250 000 cbm Beton ergeben eine Betonmauer von rd. 1 m Höhe und  $\frac{1}{3}$  m Stärke, die von Nürnberg bis Danzig (rd. 750 km) reicht.

## Lösung der Denkaufgaben in Heft 9.

Die verschlossene Haustür.

Der Herr hat den Haus Schlüssel vergessen; wenn er ihn gewohnheitsmäßig nicht mitnahm, wäre ihm dies selbstverständlich schon viel früher zum Bewußtsein gekommen. Er hätte sich also den Schlüssel bringen lassen oder doch telephonieren können, als er das Lokal verließ. Er wäre also imstande gewesen, ziemlich genau die Zeit anzugeben, zu der er voraussichtlich vor der Haustür eintreffen würde.

Wenn er aber den Haus Schlüssel vergessen hat, so konnte er in der Nähe seines Hauses das erste beste Lokal auffuchen, um in seiner Wohnung anzurufen, daß er soundsso viele Minuten von der Wohnung entfernt sei und sich sofort auf den Heimweg machen werde.

Daß er einen telephonischen Anschluß in seiner Wohnung hat, wird leicht übersehen. Es ist aber in der Aufgabe ausdrücklich in der dritten Zeile gesagt: „Bevor du deine Geschäftsräume verläßt, sprichst du daher kurz telephonisch mit deiner Frau.“ Daß der Schauplatz der Aufgabe eine Großstadt mit Nachtdienst des Telephonamts ist, kann aus der Größe des Wohnhauses und der Einrichtung einer Portierloge geschlossen werden.

Der aufmerksame Beobachter.

Der erste mir entgegenkommende Zug trifft 5 Minuten nach meiner Abfahrt von A dort ein. Da wir uns mit gleicher Geschwindigkeit einander nähern, begegnet er mir  $2\frac{1}{2}$  Minuten nach meiner Abfahrt. Die folgenden Gegenzüge begegnen mir im Abstand von 5 Minuten. Bis B treffe ich also insgesamt 13 Züge. Der letzte kommt mir  $2\frac{1}{2}$  Minuten vor meinem Eintreffen in B entgegen.



# Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat  
eingefangenen Spottvögel

Ein Vogelliebhaber in Südkalifornien verwendete großen Eifer darauf, eine Kreuzung zwischen Brieftaube und Papagei zu züchten. Als man ihn fragte, was eigentlich der Zweck dieser seltsamen Bemühung sei, gab er zur Antwort: „Brieftauben verirren sich oft; ich will erreichen, daß sie in solchen Fällen nach dem richtigen Weg fragen können.“  
(„Simplizissimus“.)

Ein Anfang.

„Sie sind noch nie im Auto gefahren?“  
„Nein! Aber eins hat mich schon mal zehn Meter weit mitgeschleift.“  
(„Neggendorfer Blätter“.)

Beim Picknick.

„Meine Frau ist immer unterwegs, ich sehe sie manchmal kaum eine Stunde am Tage.“  
„Sie armer Mann!“  
„Ach, die eine Stunde vergeht auch schnell!“  
(„Fliegende Blätter“.)

In der Mädchenschule sucht der Lehrer den Kindern den Begriff vom „Gegenteil“ klarzumachen. Die Gegenteile lang — kurz, groß — klein, breit — schmal sind schnell gefunden; nur auf die Frage: Was ist das Gegenteil von frei? entsteht allgemeines Schweigen. — Endlich ein schüchternes Finger. — „Nun, Beatha?“ — „Besetzt!“ hauchte errötend die Kleine.  
(Das Illustrierte Blatt.)

„Ich schäke“, sprach Hammerfest, „von allen Dingen immer nur den Kern!“

„Ausgezeichnet“, erwiderte sein Begleiter, „mit Ihnen muß gut Kirchen essen sein!“  
(„Brummbär“.)

Wir haben seit kurzem andere Mieter auf unserem Flur. Sie besuchen uns recht häufig und bleiben jedesmal abends unendlich lange. Es ist doppelt unangenehm, da neben dem Wohnzimmer, in dem wir uns unterhalten, unser Töchterchen schläft, d. h. schlafen möchte, denn das Sprechen weckt sie jedesmal auf. Als wir also gestern abend wieder in eifrigster Unterhaltung mit den seßhaften Nachbarn begriffen sind, öffnet sich plötzlich die Tür und Lottchen, im Nachthemd, steckt das Köpfchen ins Zimmer und fragt:  
„Müllers, habt Ihr gar keine Betten?“  
(Berliner Illustrierte.)

„Haben Sie mit Lehmann keine Geschäftsverbindung mehr?“  
„Nein, der ist ein zu fauler Kunde. Beim Einkauf drückt er mich und beim Bezahlen drückt er sich.“  
(„Dallas M. N.“)

„Wird hier nicht ein Kassierer gesucht?“  
„Leider zwei! In neuer und außerdem der alte!“  
(„Fliegende Blätter“.)

Beim Pfandleiher.

„Beleihen Sie einen gut erhaltenen Knabenanzug für einige Stunden mit drei Mark?“  
„Gewiß! Bringen Sie ihn nur her!“  
„Hier ist er! Der Junge kann wohl ruhig darin bleiben, bis ich ihn wieder abhole!“

## Inhaltsverzeichnis.

(Heft 10, Oktober 1927, Jahrgang VII.)

	Seite		Seite
Die gute Ware. Von Paul Hoche, Berlin . . . . .	1	Deutsche Riesenkrane. Von Ab. G. Krueger (Zll.) . . . . .	34—35
Chinesische Kultur im Spiegel der europäischen. Von Karl Mosig, Berlin. (Zll.) . . . . .	2—5	Die Rätsel des Vogelzuges. Von Dr. Ulrich Witt. . . . .	35
Chinesische Gedichte . . . . .	6	Astronomisches vom Monat Oktober. Von Prof. Hülskötter . . . . .	36
Verlobung und Heirat in China. Von Wilhelm Karl. (Zll.) . . . . .	7—8	Die Welt in Waffen. (Zll.) . . . . .	37
Ein Bild des Ruhrbezirks vor hundertdreißig Jahren. Von Prof. Meyer . . . . .	9—10	Hauswirtschaftliche Ausbildung der berufstätigen weiblichen Jugend. Von Martha Dieselhorst. (Zll.) . . . . .	38—40
Koksverbesserung durch Koksversteigerung. Von P. Bünge. (Zll.) . . . . .	11—12	Der deutsche Sport im Jahre 1927. (Zll.) . . . . .	41—42
Technische Gedenktage . . . . .	13	Schach und Rätsel . . . . .	43—44
Schiff in Not! Roman von Lu Wolbehr. (8. Fortsetzung.) . . . . .	14—18	Die Botanisiertrommel . . . . .	45
Neuer Eisenkunstguß. Von Dr. Günther Grundmann. (Zll.) . . . . .	19—21	Inhalt . . . . .	45
Die Kunst des Richtens. Von Dr. jur. et phil. Bovenstepen, Kiel . . . . .	22—23	Kritik am „Werk“ . . . . .	46—48
Wien. Von Fritz Mielert, Dortmund. (Zll.) . . . . .	24—25	Schaubilder aus Wirtschaft und Politik: Der prozentuale Anteil der Frau in Gewerbebranchen . . . . .	9
Eine Flasche Wein. Von Heinz Stegewart . . . . .	26	Deutsch-Österreichs Außenhandelsverflechtung . . . . .	22
Die Hütte. Von Dr. W. Hofmeier. (Zll.) . . . . .	27—29	Werkstudenten . . . . .	23
Von riesengroßen und zwerghaft kleinen Büchern. Von Fr. W. Pollin . . . . .	30—31	Kunstbeilage: Hindenburg. Nach einer Radierung von K. J. Joest.	
Schöne alte Brunnen. Von H. Wulff. (Zll.) . . . . .	32—33		

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12 RM., Einzelheft 1,20 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahres werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer-Ortsverkehr 13000, Fernverkehr 23000 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 500.



# Kritik am „Werk“.

Nach dem allgemeinen Überblick im Septemberheft über das Ergebnis unseres Preisausschreibens geben wir nunmehr, zum Teil gekürzt, die preisgekrönten Einsendungen bekannt. Um Mißverständnissen vorzubeugen, erscheint es uns erforderlich, zu betonen, daß aus der Veröffentlichung nicht etwa der Schluß gezogen werden darf, die Ansicht der Schriftleitung decke sich in jedem Punkte — oder wenigstens dort, wo wir nicht ausdrücklich darauf hingewiesen haben — mit den Auffassungen und Werturteilen der Preisträger. Worauf wir den Hauptwert legten, war eine offene, persönlich gefärbte und doch von höherer Warte aus entworfene Skizze:

## Wie ich „Das Werk“ sehe und — sehen möchte!

Und zwar unter Berücksichtigung des Nährbodens, in dem „Das Werk“ Wurzeln schlägt.

Unter Würdigung all dieser Gesichtspunkte haben wir den Sonderpreis von 50 RM. Frau Martha Leibold, Düsseldorf, für nachfolgende Kritik am „Werk“ zuerkannt:

### I. Welche Wissensgebiete sind im „Werk“ Ihrer Ansicht nach zu stark, welche zu wenig berücksichtigt?

Wenn man als technisch nicht vorgebildete Frau zum ersten Male die „Werk“-Hefte durchblättert, überfällt einen ein leichtes Gruseln; man denkt: Hier kommt vorwiegend der Techniker und Industrielle zu Wort — du wirst also nicht viel davon verstehen. Daß dies letztere, wenn man die klar und kurz gefaßten Aufsätze gelesen hat, ein Irrtum ist, soll hier gleich zugegeben werden, wenn auch die nähere Begründung unter die Frage 2 fällt. Ebenso wird voll anerkannt, daß ein Überwiegen von Aufsätzen technischen und wirtschaftswissenschaftlichen Inhalts bei dem Heimatboden Ihrer Zeitschrift, dem mächtigen deutschen Stahlruß, nur zu verständlich ist. Da Sie aber selbst sich als Ziel gesetzt haben, „Das Werk“ zu einer die wirtschaftlichen und kulturellen Fragen der Gegenwart erfassenden Rundschau auszubauen“, so scheint mir doch die weltanschauliche Seite menschlichen Strebens zu kurz zu kommen.

Mächtig wird man in den „Werk“-Spalten berührt von dem „die deutsche Industrie noch immer durchglühenden Willen des Prometheus, der das Feuer vom Himmel herunterholen möchte, um es der Menschheit dienstbar zu machen“ (Schulze, Heft 4, S. 150.) Aber man soll dabei nicht vergessen, daß hier nicht nur das Feuer im materiellen Sinne, sondern vor allem das Feuer ewiger Wahrheit gemeint ist. Und so müßte m. E. auch diese Seite des Prometheus-Willens im „Werk“ mehr zum Ausdruck kommen. Aufsätze, in denen weltanschauliche, religiöse (nicht konfessionelle!), ethische, pädagogische, soziologische Fragen berührt und behandelt werden, würden, wenn sie auf der Höhe Ihrer anderen Veröffentlichungen stünden, das innere Gleichgewicht Ihrer Zeitschrift erst richtig herstellen und ihm die kulturelle Universalität verleihen, die Sie erstreben. Denn ohne Meisterung der heute so brennenden Probleme auf allen Gebieten des individuellen und gesellschaftlichen Lebens, ohne die innerste geistige Wiedergeburt unseres Volkes müssen uns eines Tages die materiellen Offenbarungen menschlichen Geistes, wie Industrie, Wirtschaftsorganisation, Zivilisation, und mögen sie noch so großartig sein, erdrücken.

Hand in Hand mit den angedeuteten Darstellungen müßte auch eine Betrachtung hervorragender Schöpfungen moderner Literatur von hoher Warte aus gehen. Die im „Werk“ bisher erschienenen Buchrezensionen beziehen sich überwiegend auf Bücher naturwissenschaftlichen und technischen Inhalts.

Zusammenfassend: Führen Sie uns in Ihren Blättern nicht nur das teils werdende, teils schon fertig daliegende „Werk“ der Technik, Industrie, Wirtschaftsorganisation vor Augen, sondern lassen Sie uns vor allem auch einen Hauch des Geistes verspüren, der allein große Werke schafft, des Geistes, der nicht einseitig ein Wissensgebiet erfaßt, sondern der sich am Kern und Wesen aller Dinge orientiert!

### II. Was gefällt Ihnen besonders am „Werk“? Was mißfällt Ihnen?

1. Gleich beim ersten Blick auf und in Ihre Zeitschrift ist man aufs angenehmste berührt durch die ausgezeichnete Ausstattung und die erstklassigen Bildwiedergaben, die wohl von keiner anderen Zeitschrift übertroffen werden, gegen die vielmehr die meisten anderen stark abfallen. Dem Charakter der Zeitschrift, dem herben Titel „Das Werk“ ist gerade die Schwarz-Weiß-Technik am besten angepaßt, bunte Bilder würden stören.

2. Das Zweite, was mir besonders am „Werk“ gefällt, ist etwas Negatives, daß hier nämlich kein Kult mit Sport- und Filmgrößen getrieben wird. Sport und Leibesübungen werden im „Werk“ in ansprechender und belehrender Weise als das in unser Blickfeld gebracht, was sie sein sollen: als Mittel zum Zweck der Ausbildung harmonischer, leistungsfähiger Menschen.

3. Ein besonderes Lob möchte ich auch den kurzen schematischen Darstellungen zollen, in denen Sie dem Leser wirtschaftliche oder auch andere Vorgänge und Tatsachen in leicht einprägbare Form darbieten.

4. Was das „Werk“ aus anderen Zeitschriften heraushebt, ist naturgemäß die Tatsache, daß technische Probleme und Vorgänge nahegebracht werden, und zwar in so klar und knapp gefaßter Form und mit Hilfe so anschaulichen Bildmaterials, daß auch der wenig oder gar nicht vorgebildete Leser vollen Nutzen davon hat.

5. Empfehlenswert scheint es mir, hin und wieder Lebensbeschreibungen großer Führerpersönlichkeiten zu bringen, da darin ein großer erzieherischer Wert steckt. Der Emil Kirdorf gewidmete Aufsatz (Heft 4) schwebt mir als besonderes Vorbild vor.

6. Endlich muß ich den besonderen Dank der Frauen ausdrücken, daß sie mit einem Sonderabschnitt im „Werk“ bedacht werden, und bitte, diesen ja beizubehalten und weiter auszugestalten. Besonders wertvoll sind uns Hausfrauen und Müttern Anregungen auf dem Gebiete der Ernährung, Hygiene, Haus- und Wohnungswirtschaft (Siedlung, Typenbau; Typisierungs- und Normalisierungsbestrebungen), nicht zuletzt auf dem Gebiete der Kinderpflege und Kindererziehung.

Der zweite Teil der Frage wurde unter I. mitbehandelt.

### III. Welche beiden mindestens ganzseitigen Aufsätze in den Heften 1 bis 5 haben Sie am wenigsten, welche am meisten interessiert?

Wer die Wahl hat, hat die Qual! Das gilt besonders für den zweiten Teil der Frage. Denn es haben mich viele Aufsätze so interessiert, daß die Auswahl wirklich schwer wird.

Als sehr lehrreich schätze ich besonders die Arbeit „Weltpolitik“ von Otto Sartorius (Wird von vielen Einsendern als der beste Aufsatz bezeichnet. D. Schriftl.) In ganz knappen, klaren Umrissen wird da ein Bild von der heutigen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Situation nicht nur unseres Vaterlandes, sondern unseres ganzen Kontinents gezeichnet, das sich jedem denkenden Menschen für dauernd einprägen und bei allen Beurteilungen und Entschlüssen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet vorschweben müßte. Als sehr wertvolle Ergänzung, ja als notwendigen Unterbau dazu sehe ich den größeren, auch sehr lichtvollen und gründlichen Aufsatz von Prof. Dr. E. Schulze: „Deutschland als Glied der Weltwirtschaft“ an.

Am wenigsten interessierten mich — wenn auch diese Frage noch beantwortet werden soll — der Aufsatz „Stand und Aussichten des deutschen Luftverkehrs“ (Heft 3), weil es sich nur um zu trockene, rein verkehrstechnische Dinge handelte, und der Artikel „Arbeit“ von Ernst Zahn (Heft 5), weil darin eine völlige Verkennung all der materiellen und psychischen Tatsachen liegt, die in heutiger Zeit das Streben nach Arbeitsverkürzung verständlich machen.\*

\* Siehe Anmerkung am Schluß der nächsten Seite.

*Frau Martha Leibold.*



Einen Auszug aus der mit dem zweiten Sonderpreis ausgezeichneten Kritik von Frau Sibylla Lattenberg, Essen, enthielt das Septemberheft.

Den ersten Preis für die beste Beantwortung der ersten Frage erhielt Fritz Jenner, Berlin-Steglitz, dessen Kritik auch sonst (Stellung zur Frage 2) recht gute Anregungen enthielt und auf eine außerordentlich sorgfältige Durcharbeitung des Aufgabenkreises schließen ließ.

Welche Wissensgebiete sind im Werk zu stark vertreten?

Da die Zeitschrift „Das Werk“ mehr als technische Zeitschrift gedacht ist, ist es verständlich, daß die technischen Abhandlungen besonders stark hervortreten. Es ist aber anzunehmen, daß 50 % der Bezieher keine Techniker bzw. in verwandten Berufen tätig sind. Trotzdem möchte ich den technischen Teil in derselben Stärke wie bisher vertreten wissen. Einen zu großen Raum nehmen unbedingt die Romane und die Nachrichten über Theater und Musik und Sportnachrichten ein.

Welche Wissensgebiete sind im Werk zu wenig berücksichtigt?

Die Reihe der Wissensgebiete, welche weniger oder kaum berücksichtigt werden, ist bedeutend stärker. Die Abhandlungen über Wirtschaft und Wirtschaftspolitik Deutschlands und der Welt haben erst in letzter Zeit Eingang gefunden. Dazu gehören auch die Abhandlungen über Kolonialwirtschaft und Kolonialpolitik, Deutschlands besonders, im Vergleich zu anderen Staaten. Der Deutsche ist im allgemeinen Kolonialfaul, und muß daher dieses Gebiet besonders behandelt werden. Häufiger erscheinende Aufsätze darüber sind ebenso wichtig wie solche über den technischen Teil. Das Bringen von statistischem Material sowie Statistik auf allen Gebieten überhaupt nebst Erläuterungen dazu halte ich für wichtig. Fast gänzlich fehlen Abhandlungen über deutsche Geschichte und die anderer bedeutender Staaten. Es ist geradezu verheerend, wie wenig der Deutsche seine eigene Geschichte kennt. Die Kenntnisse in der Geschichte seines Vaterlandes, geschweige denn die anderer Staaten, ist oft mangelhaft, beim Durchschnitt gerade genügend. Man hört aber oft von der großen Vergangenheit seines Vaterlandes reden. Ebenso fehlen auch Abhandlungen über Geschichte bedeutender Städte (Hansa usw.), ihre Gründung, Entwicklung und Verwaltung. Weiter fehlen gute Biographien über große Dichter und Denker, von hervorragenden Staatsmännern, bedeutenden Fürsten, von Erfindern, Entdeckern, berühmten Handwerkern, Kaufleuten und Industriellen. Einiges ist ja darüber gebracht worden, bezieht sich aber fast ausschließlich auf Industrielle. Die gewiß gern gelesenen erdgeschichtlichen und astronomischen Abhandlungen sowie solche über die Urgeschichte des Menschen fehlen in den letzten Jahren leider sehr. Bei der heutigen Verwahrlosung der weißen Rasse (Europa) ist es erforderlich, die Rassenfrage in den Vordergrund treten zu lassen, in Verbindung mit Familienforschung und Vererbung. Weiter, in Verbindung damit, als völlig neues Gebiet, wären Abhandlungen über Stammesgeschichte, Familienkunde, Namensforschung und Wappenkunde zu bringen. Die soziale Frage ist weiterhin eingehend zu behandeln. Sehr wünschenswert sind auch Aufsätze über alte und neue Baukunst (Burgen, Schlösser, Kirchen usw.) sowie Schilderungen von Städten und Landschaften.

Fritz Jenner.

In den für die beste Beantwortung der zweiten Frage ausgesetzten Preis teilen sich Fräulein Alice Gronarz, Seminaristin, Hannover, und Frau Grete Barop, Dortmund, erstere für die beste Beantwortung der ersten Teilfrage, letztere für ihre mutigen Janfarenstöcke, in denen die Sorge um die drohende Gefahr allzu großer Einseitigkeit des berufstätigen Menschen und der Wunsch, dieser Gefahr zu begegnen, hörbar mitschwingen.

Ich halte „Das Werk“ für einen guten Pflasterstein auf dem Wege zum sozialen Ausgleich, da es keine Fach- oder Standeszeitung ist, sondern dem Arbeiter wie dem höchsten Beamten der Industrie etwas zu sagen hat. Es läßt den einen einen Einblick tun in die Welt des anderen durch Wort und Bild und gibt jedem, der sich mit Verständnis der Lektüre widmet, die Erkenntnis, ein kleines Glied einer großen Gemeinschaft zu sein. Doch stellt „Das Werk“ nicht nur im Dienste eines großen Gemeinwesens, sondern es hat auch jedem etwas zu sagen. Es dient durch Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten der allgemeinen Bildung und belehrenden Unterhaltung.

Dann noch ein für mich sehr wichtiger Punkt: „Das Werk“ spricht wohl meist zu Menschen, die durch mehr oder weniger schwer drückende Ketten an die Industrie gebunden sind. Den einen bedrückt die eintönige Arbeit, den anderen die düstere Gegend, und wieder andere sehnen sich nach einem schönen Fleckchen Gotteswelt, das zwischen Rhein und Ruhr so wenig zu finden ist. Allen denen ist „Das Werk“ nach meiner Ansicht ein treuer Helfer, auch die Industrieheimat lieben zu lernen. So mancher Aufsatz führt dazu, das Land und die Stätte der Arbeit zu schätzen und seine Schönheit zu erkennen und zu verstehen. Mir ist es wenigstens so ergangen!

Alice Gronarz

In keinem Berufe wird soviel gefachsimpelt wie bei den Eisenhüttenleuten. Das darf ich als Kind einer in allen männlichen Mitgliedern zum Fach gehörenden Familie ohne Übertreibung sagen. Unsere Männer sind zuviel unter sich, auch in ihrer Lektüre. Das ist kein Gewinn, weder persönlich noch für ihre Tätigkeit.

Diese Einseitigkeit zu brechen, sollte „Das Werk“ versuchen. Keine leichte Ablenkung, nicht nur Blicke in andere Wissensgebiete, man müßte die Männer packen und hineinzwingen in andere Gedankenwelten. Kurz, erziehen Sie! Machen Sie Ihrem Leserkreis begreiflich, daß es neben Technik und Wirtschaft sehr wichtige und wissenswerte Dinge gibt. Mit diesen angeschnittenen Fragen müssen sich Männer von der geistigen Aufnahmefähigkeit unserer Ingenieure auseinandersetzen.

Anmerkung der Schriftleitung: Wir sehen davon ab, an dieser Stelle auf die Arbeitszeitfrage näher einzugehen. Dem begreiflichen Streben des Einzelnen nach Arbeitsverkürzung stehen gegenwartsbedingte, gebieterische Forderungen der Wirtschaft und des Volksganzen gegenüber, die stärker sind als Einzelwünsche. — Notwendig aber erscheint uns, da dem Verfasser, als einem „Dichter auf der Menschheitshöhen“, auch von anderer Seite das Recht abgesprochen wurde, sich zu dem Begriff werktätiger Arbeit kritisch zu äußern, darauf hinzuweisen, daß Ernst Bahn, nach einstimmigem Urteil berufener Kritiker der bedeutendste lebende Schweizer Dichter, nur „im Nebenberuf“ ein Mann der Feder ist, während sich sein werktätiges Leben noch bis vor kurzem (er ist am 24. Januar dieses Jahres 50 Jahre alt geworden) von früh bis spät hinter dem Büfett der Bahnhofswirtschaft des schweizerischen Dörfchens Böschönen (Ausgangspunkt des Gotthardtunnels) abrollte.



Nun im besonderen Ihre Rubrik Theater und Konzerte, mit der ich gar nicht einverstanden bin. Was wir brauchen, ist zunächst der Hinweis auf Sehens- und Hörenswertes, das uns bedarf, sodann wirkliche Kritik als Anregung und Erziehungsmittel. Der abgespannte Industriemensch ist viel zu leicht zufrieden am Abend. Er darf doch nicht darin bestärkt werden, guten Durchschnitt als „großes Format“, „erschöpfende Leistung“, „erlesenes Erleben“, „monumentale Darstellung“ zu registrieren! Gerade hier im Industriegebiet mit seiner Überschätzung des Intellektes und des Erfolges ist es so nötig, das Wesen der wahren Kunst immer wieder darzustellen. Helfen Sie doch! Stellen Sie Forderungen! Würdigen Sie den Geist der Sechstagerinnen und der dauernden Vorzeigerschaften, der immer mehr der Geist unseres Industriegebietes wird! Die Tagespresse gibt dem im weitesten Maße nach. Das brauchen Sie nicht, also kritisieren Sie!

Im übrigen glaube ich, daß Sie helfen können in dem Kampf gegen die Amerikanisierung unseres Bezirkes auf geistigem Gebiet.

Dazu: Glückauf!

*Frau Grot. Karpas*

Lehrreich war das Ergebnis der dritten Frage: „Welche beiden mindestens ganzseitigen Aufsätze in den Hefen 1 bis 5 haben Sie am wenigsten, welche beiden Aufsätze am meisten interessiert?“ Bei einer Zusammenstellung der nach Ansicht unserer Leser „interessantesten Aufsätze“ ergab sich, daß fast alle größeren Artikel (mit vier Ausnahmen) von mindestens einem Einsender einen der zwei verfügbaren Gupunkte erhalten hatten.

Diese Tatsache bewies zweierlei: erstens die außerordentliche Verschiedenheit der Interessengebiete unseres Leserkreises, zum anderen aber, daß jeder Aufsatz im „Werk“ auf beachtlicher Höhe steht.

Nicht unerwähnt bleibe, daß eine Reihe von Aufsätzen (insgesamt sieben), und zwar nicht nur Abhandlungen wissenschaftlicher oder technischer Natur, von einigen Lesern als die interessantesten, von anderen als die am wenigsten interessanten angesprochen wurde.

Die meisten empfehlenden Stimmen erhielten die Aufsätze: „Weltpolitik“ (Hest 1), „Im Zyklopenreich“ (Hest 1), „Wir und die Heranwachsenden“ (Hest 2), „Bilder aus der Eisenhütte“ (Hest 3), „Fahrt in die Tiefe“ (Hest 4), „Hankau“ (Hest 4), „Emil Kirdorf“ (Hest 4), „Der Flug zum Pol“ (Hest 5), „Der Wunderdoktor“ (Hest 5).

Der erste Preisträger der dritten Teilfrage, Paul Comes, Arbeiter, Dortmund, äußert sich folgendermaßen:

Für mich ist maßgebend: Habe ich denselben oder einen ähnlichen Artikel bereits gelesen? Kann ich ihn an anderer Stelle, vielleicht noch besser, erhalten oder nicht?

Von diesem Gesichtspunkte aus interessieren mich weniger Artikel allgemeiner Art oder solche, die in Tages- oder Hüttenzeitungen, illustrierten Blättern usw. geboten werden. Ich rechne hierzu: Künstlicher Regen, Eignung und Auslese, Großgasversorgung, Das deutsche Nationaleinkommen, Abfallverwertung, Luftverkehrsartikel u. s. f. Die beiden Artikel, die mich am wenigsten interessierten, waren: „Die Sicherung der Eisenbahnen“ (Hest 1) und „Bilder aus der Eisenhütte“ (Hest 3). (Beide Aufsätze werden von anderer Seite nicht selten als die interessantesten bezeichnet. D. Schriftl.)

Der erste Artikel liegt mir als Arbeiter, da er ein Spezialgebiet berührt, ziemlich fern. Außerdem besitze ich nicht die notwendigen Vorkenntnisse, die zum reiflichen Erfassen der Materie notwendig sind, wenngleich ich zugebe, daß der Artikel so verständlich, wie es eben geht, geschrieben ist. Auch bietet mir diese Materie kaum Vorteile. Der zweite Aufsatz ist mir dagegen zu geläufig. Was dort in gut erzählender Form über den Werdegang des Eisens erzählt wird, habe ich selbst vielfach gesehen und erlebt. Für mich ist es etwas Altes. (Meine persönliche Meinung! Einem Büroangestellten wird es etwas sehr Interessantes sein.)

Die beiden Artikel, welche mir am besten gefielen, sind: „Im Zyklopenreich“ (Hest 1) und „Hankau, das Macht- und Handelszentrum Südchinas“ (Hest 4).

Ein oberflächlicher Leser wird vielleicht starke Parallelen ziehen zwischen den Artikeln: „Im Zyklopenreich“ und „Bilder aus der Eisenhütte“. Aber wie grundverschieden sind sie! Während „Bilder aus der Eisenhütte“ nur den schmalen Werdegang des Eisens, wenn auch sehr gut, geben, liegt im „Zyklopenreich“ eine Fülle des Wissenswerten aus der Entstehung der Eisenindustrie. Kurze Streiflichter darüber, mit welchen Schwierigkeiten zu kämpfen war, ehe die Eisenindustrie ihren heutigen Stand erreichte, statistisches Material, wo die Zahlen nicht trocken und ledern, sondern lebendig und sprechend sind. Spielend lernt man hier die Wirtschaft fremder Länder kennen. Kurz, in gedrängter Form bringt der Artikel eine staunenswerte Menge des Interessanten. Er ist derart verschieden von „Bilder aus der Eisenhütte“, daß man kaum begreift, daß beide Artikel — einen Verfasser haben.

Als zweiten Artikel nenne ich „Hankau, das Macht- und Handelszentrum Südchinas“. Auch hier das, was ich an solchen Aufsätzen liebe. In leichter, plaudernder Weise Kennzeichnung von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen, von Handel, Wirtschaft und Kultur. Wissen, nicht trocken, sondern geboten in farbenprächtigen, bunten Bildern, das liebt der aufgeweckte Leser.

*Paul Comes*

Leider verbietet der verfügbare Raum, in diesem Hest auch nur auszugsweise weitere Anregungen der übrigen Preisträger im Wortlaut zu veröffentlichen. Wir wiederholen unseren schon im letzten Hest ausgesprochenen Dank an alle Einsender für ihr reges Interesse am Weiterausbau unserer Zeitschrift und hoffen, daß auch in Zukunft (unaufgefordert und ohne Preisauschreiben) die tatkräftige kritische Mitarbeit unserer Leser uns dem gesteckten Ziel immer näher bringt: „Das Werk“ zu einer die wirtschaftlichen und geistigen Strömungen der Gegenwart erfassenden Rundschau auszubauen.“ Die Schriftleitung.